Paed. Pr.
945.

~~Paed.~~
~~101c~~ Paed. Pr.
945
Erzaehlungen

<36619074300011

<36619074300011

Bayer. Staatsbibliothek

R

m
C

Moralische
Erzählungen
für die
Jugend.

Ingolstadt.
Druck und Verlag von Alois Attenkover.
1822.

4 D
Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

I.	Roger und Antonio. . .	Seite	1
II.	Der Neid.	—	15
III.	Der Leichtsinn. . . .	—	28
IV.	Der Gang nach dem Ziegelofen.	—	47
V.	Das Brückengespenst. .	—	71
VI.	Auch der Arme und Geringe kann uns oft große Dienste thun.	—	76
VII.	Der verlorne Sohn.. .	—	91
VIII.	Julius Berthold. . . .	—	124
IX.	Die gebrochene Fensterscheibe.	—	138
X.	Das Gemälde von Raphael.	—	147

Nicht ohne Beifall wurde ein früher erschienenes Werk, ähnlichen Inhalts, unter dem Titel: Tugendlehre, aufgenommen, wie der beträchtliche Absatz desselben beweist. Dadurch aufgemuntert beschloß der Verleger euch, meine Lieben! eine neue Auswahl von größern moralischen Erzählungen in die Hand zu geben, die ihr auch als Fortsetzung der Tugendlehre betrachten könnt.

Diese Erzählungen haben dieselben Verfasser, gleich den früheren, allge=

mein geschätzte Männer, geistlichen und weltlichen Standes, die alle Stunden, die ihnen nach den Lasten des Tages zu ihrer Erholung übrig geblieben, willig opferten, um euch zu unterhalten, zu belehren und euch gut und glücklich zu machen.

Das Glück eures Lebens blüht nur aus der Unschuld eures Herzens, der Veredlung eures Geistes, und ewig wahr bleibt der Ausspruch des heiligen Buches: der Anfang aller Weisheit ist die Furcht des Herrn!

Es ist ein großes edles Ziel, zu dem ihr alle berufen seyd! Ihr tragt das Bild der ewigen Gottheit in eurer

Brust, Ihr seyd unsterblich, wie sie! Euer Leben endet nicht, nie mehr, wenn auch der Körper stirbt, und dieses unendliche Leben wird euch zur Quelle unendlicher Freuden oder unendlicher Qualen werden, je nachdem ihr jetzt gut oder böse lebt.

Wie schmerzt es euch! wenn ihr seht wie geliebt, wie geehrt der Fleißige der Gute ist, und ihr seyd nicht fleißig nicht gut gewesen, müßt mit Schande bedeckt zurückstehen, und könnt euch nicht mit den Guten freuen! Da kann noch Reue euren Fehler gutmachen, und das Bestreben, künftig fleißiger zu seyn. Aber nach dem Tode, in dem Reiche der Geister, hilft euch Reue nicht

mehr; ihr bleibt ewig, was ihr gewesen seyd, als ihr diese irdische Hülle verließt!

In diesem Leben nur könnt ihr euch euer ewiges Glück bereiten; doch diese Zeit ist kurz: Benützt sie wohl!

Philibert.

Moralische Erzählungen für die Jugend.

I.

Roger und Antonio.

So wie es in jedem Stande edle und gefühlvolle Seelen giebt, welche sich über ihren Stand erheben, so baut sich auch oft die zärtlichste Freundschaft ihren Altar in dem Herzen solcher Menschen, bei welchen man sonst die feinern Gefühle der Gebildetern umsonst zu suchen pflegt. Folgende Geschichte, welche in den Herzen jugendlicher Leser eine sanfte Rührung bewirken, und ihnen die Würde der Menschheit anschaulich machen wird, kann zum Belege dieser Wahrheit dienen.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts befanden sich zwei Matrosen zu Algier in Sklavenfesseln, unter denen der Eine ein Spanier war, Namens Antonio, der Andere aber ein Franzose, welcher Roger hieß. Der Zufall fügte es, daß beide zu einerlei Arbeit gebraucht wurden, und das tägliche Beisammenseyn hatte diese Menschen zu den vertrautesten Freunden gemacht. So wie die Freundschaft überhaupt ein Trost aller Unglücklichen ist, so schmeckten auch Antonio und Roger, mitten unter den Bitterkeiten ihres arm=

seligen Sklavenlebens, die ganze Süßigkeit derselben. Sie theilten, die, ihnen so kärglich zugemessenen, Freuden des Lebens eben so gemeinschaftlich, als die Lasten desselben. Ihre Familie, ihre alten Bekannten, ihr Vaterland und die Freude, welche sie empfinden würden, wenn sie einst so glücklich seyn sollten, es wieder zu sehen, das waren die gewöhnlichen Gegenstände ihrer einsamen Unterhaltungen. Mit diesen Ideen beschäftigten sie sich so oft, daß ihre Wünsche zu Hoffnungen, und ihre Hoffnungen zuweilen sogar zur Gewißheit wurden. Solche süße Herzenserleichterungen, solche, wenn auch nur geträumte angenehme Erwartungen, waren ganz dazu geeignet, ihre Seele mit Geduld zu waffnen und mit Muth zu stählen, um ihre Ketten gelassener zu ertragen. Oft überwältigten indessen auch ganz entgegengesetzte Gefühle ihre Herzen. Sie sanken dann weinend einander an die Brust, beklagten ihr unglückliches Schicksal und zitterten vor dem Gedanken, daß es lebenslängliche Dauer haben möchte.

Sie arbeiteten an einer Straße, welche über und durch ein Gebirg geführt wurde, und eine reizende Aussicht auf das Meer hatte. Eines Tages hielt Antonio plötzlich mit seiner Arbeit inne, ließ seine Arme matt niedersinken und richtete seinen starren Blick auf das weite Meer hin. Was fehlt

dir? sprach Roger zu seinem Freunde. Was bedeuten diese traurigen Blicke? Welcher Kummer nagt an deinem Herzen?

O, liebster Freund antwortete der Spanier. Alle meine Wünsche sind auf die äußerste Grenze dieser großen Wasserfläche gerichtet. O, könnte ich sie mit dir überspringen! Täglich glaube ich, meine Frau und meine Kinder zu sehen, wie sie entweder an den reizenden Ufern von Cadix die Arme sehnend nach mir ausstrecken, oder einsam klagend meinen Tod beweinen. Ich habe vor diesen Gedanken weder Tags noch Nachts Ruhe und kann den Wunsch, bei den geliebten Meinigen zu seyn, nicht länger unterdrücken.

Wirklich wurde der Spanier täglich schwermüthiger; und so oft er auf dem Gebirge arbeitete, versenkte sich sein trauriger Blick sinnend in die Fluthen des Meeres und sein Schmerz wurde immer tiefer. In dieser Stimmung fiel er eines Tages seinem Freunde mit einer plötzlichen Aufwallung von Freude in die Arme und sagte: Freund, tritt hieher und sieh nach jener Gegend hin. Siehst du nichts? — Roger sah, wie sein Freund, in weiter Ferne die Flaggen eines Schiffes wehen. — Das Schiff, fuhr der Spanier fort, wird hier nicht landen, weil man die Brandung dieser Küste zu meiden pflegt; gleichwohl aber soll morgen

unser Elend ein Ende haben, wenn du nur willst. Wir werden morgen frei seyn.

Frei seyn? erwiederte der Franzose, wie meinst du das?

Ja, wir werden frei seyn, sagte Antonio. Morgen wird dieses Schiff ungefähr zwei Meilen vom Ufer vorbeisegeln und mein Entschluß ist schon gefaßt.

Was wäre dies für einer? fragte Roger lebhaft.

Kein anderer, antwortete Antonio, als daß wir uns morgen von diesem Felsen ins Meer herabstürzen und auf diese Art entweder das Schiff erreichen, oder unsern Tod gemeinschaftlich in den Wellen finden. Und ist ein schneller Tod nicht einer langwierigen Sklaverei vorzuziehen?

Rette dich immer, sprach der Franzose zu seinem Freunde, wenn du es vermagst. Ich hingegen habe beschlossen, mein Schicksal mit Geduld zu ertragen und mich in Gottes Willen zu fügen. Du weißt, fuhr er zu Antonio fort, wie lieb ich dich habe, du bist überzeugt, daß meine Freundschaft nur mit dem Tode enden wird. Ich glaube daher gewiß, du wirst mir eine Bitte nicht

versagen, welche vielleicht die letzte ist, die ich in meinem Leben noch an dich thun kann.

Sprich, fiel Antonio schnell ein, was begehrst du von mir?

Um die einzige Gefälligkeit bitte ich dich, antwortete Roger, daß du meinen alten Vater aufsuchest, wenn ihn anders nicht der Kummer über meinen Verlust bereits getödtet hat und ihm sagest: sein Sohn lebt noch und bete für ihn.

Was? erwiederte Antonio, deinen Vater soll ich aufsuchen, mein guter Roger? Sage mir doch, wie du auf diesen Gedanken kommst? Glaubst du denn etwa, ich könnte ohne dich leben und glücklich seyn? Dich in Sklavenfesseln lassen und mich frei machen?

Aber wendete Roger seinem Freunde ein, du weißt, daß ich jetzt meiner Schwäche wegen nicht schwimmen kann.

Sey ohne Sorgen, tröstete Antonio, indem er seinen Freund mit der größten Zärtlichkeit umarmte: Mein Leben ist auch dein Leben. Wir müssen uns Beide retten, müssen Beide fliehen. Die Freundschaft wird mir Muth, die Liebe zu dir, wird mir Kräfte geben und du sollst dich, an diesen Gurt angeknüpft, fest anhalten und wir glücklich gerettet werden.

Roger weigerte sich anfänglich auf das hartnäckigste, das Verlangen seines Freundes zu erfüllen. Er wollte seinen geliebten Antonio durchaus nicht der Gefahr aussetzen, seinetwegen unglücklich zu werden. Schon der bloße Gedanke, sagte er, macht mich schaudern, wenn ich mich als die Ursache deines Todes betrachten sollte. Und wie leicht könnte dies seyn, ja wie wahrscheinlich ist es sogar!

Je nun, erwiederte Antonio, im schlimmsten Falle wollen wir Beide mit einander sterben! Aber, fuhr er fort, warum wollen wir denn gerade das Schlimmste fürchten? Ich habe dir ja oft gesagt, meine Freundschaft werde meinen Muth unterstützen. Ich liebe dich viel zu sehr, als daß ich mir nicht Kräfte genug zutrauen sollte, dich mit mir zu retten. Höre also auf, mir Einwendungen zu machen, welche die Freundschaft beleidigen.

Dieses zärtliche Gespräch wurde durch die Ankunft des Sklavenaufsehers unterbrochen, und die beiden Freunde trennten sich für den heutigen Tag, um in ihre Sklavenbehältnisse eingesperrt zu werden. —

Antonio, dessen Seele ganz voll von seiner Unternehmung war, sah sich schon im Geiste von seinen Sklavenfesseln befreit, durchsegelte schon

das mittelländische Meer, erblickte sich frei im Schooße seiner theuern Familie, im Kreise seiner alten Bekannten. Roger hingegen hatte ganz entgegengesetzte Gedanken. Er sahe seinen Freund, als ein Opfer seiner Großmuth, mit sich in den Abgrund des Meeres hineingerissen, da er doch vielleicht, wenn er nur auf seine eigene Erhaltung bedacht gewesen wäre, sich hätte retten und einer geliebten Familie wiedergegeben werden können. Nein! sprach er, ich kann den Vorstellungen meines Freundes nicht folgen. Ich kann ihm unmöglich den Tod zum Lohn für seine edelmüthige Freundschaft geben. Mag er sich in Freiheit setzen. So erfährt wenigstens durch ihn mein Vater, daß ich lebe und unaufhörlich an ihn denke. Ach! ich sollte, wie er oft träumte, die Stütze seines Alters seyn und ihn trösten. Unglücklicher Vater, der keinen Sohn mehr hat! Unglückliches Schicksal, das mich in diese Fesseln schmiedete!

Unterdessen Roger diese Klagen hören ließ, wollte Antonio in seinem Behältnisse vor Ungeduld fast sterben. Denn man kam am folgenden Tage nicht zur gewöhnlichen Stunde, um die Sklaven aus ihrem Gefängnisse herauszulassen. Roger wußte nicht, ob er sich darüber mehr freuen oder betrüben sollte. Er wünschte seinem Freunde die Freiheit, ohne dabei an sich selbst zu denken; Er fürchtete aber beinahe, daß des

Spaniers Vorhaben verrathen worden sey, und sie beide zu weit härterer Sklaverei verdammt werden würden.

Die beiden Freunde wurden wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit nach dem Felsengebirge geschickt. Allein sie konnten sich jetzt nicht sprechen, weil der Aufseher ihnen nicht von der Seite kam. Nur stumme, doch sehr beredte, Blicke sprachen die Empfindungen ihrer Herzen aus. Antonio richtete sehnsuchtsvoll seine Blicke nach dem Meere und konnte die innern Bewegungen seiner Seele kaum vor den Blicken des Sklavenaufsehers verbergen. Schon brach der Abend herein und der Aufseher verließ die beiden Freunde auf einige Minuten, um die übrigen Sklaven zusammen zu holen.

Jetzt näherte sich Antonio seinem Freunde und sprach leise zu ihm: Laß uns den günstigen Augenblick nützen — unsere Rettung ist nahe, wenn wir die Gelegenheit nicht länger versäumen; komm, laß uns fliehen. Laß dich durch mich retten.

Nein, antwortete Roger, ich kann mich nicht entschließen, dein Leben aufzuopfern. Laß mich hier, und gehe du dahin, wohin dir das Glück winkt. Leb wohl, erinnere dich stets unserer Freundschaft, grüße meinen Vater und tröste ihn. Mit

diesen Worten fiel Roger seinem Antonio in die Arme, benetzte sein Gesicht mit heißen Thränen, und befahl ihn der allwaltenden Fürsehung.

Laß jetzt die Thränen, sprach Antonio. Sie können uns nicht retten. Nur unser Muth vermag es. Widersetze dich nicht länger der Bitte des Freundes. Eine Minute Verzögerung ist Verscherzung unseres Glücks. Wähle, überlaß dich meiner Leitung oder ich zerschmettere meinen Kopf an dieser Felsenmasse. Roger warf sich den Antonio zu Füßen, und bat flehentlich, diesen schrecklichen Vorsatz aufzugeben. In dem Augenblick aber schließet Antonio seinen Freund fest in die Arme und stürzt sich mit ihm in die Tiefe des Meeres, hinab. —

Beide Freunde stürzten anfänglich tief in die Fluthen des Meeres, kamen aber bald darauf wieder über die Wellen empor. Antonio strengte alle Kräfte seines starken Körpers an, und schwamm, indem er seinen schwächern Freund immer wieder zurück und an sich zog, auf dem Meere herum. Roger nämlich hatte sich mehrere Male von dem Antonio loszumachen bemüht, um seinen Freund nicht mit in seinen, ihm wahrscheinlichen, Untergang, dahin zu reißen. Die Personen, welche sich in dem fremden Schiffe befanden, standen höchst betroffen da, und wußten nicht, was sie

aus dem sonderbaren Schauspiele, welches sich ihnen darbot, machen sollten.

Während ihre Blicke auf den beiden Freunden hafteten, wurde die Aufmerksamkeit des Schiffsvolkes durch einen andern Gegenstand beschäftigt, und von dem ersten Schauspiele abgezogen. Man sah eine Schaluppe das Ufer verlassen, um in größter Eil die beiden Menschen zu verfolgen, welche bald sich über die Wellen erhoben, bald wieder auf einige Zeit von ihnen begraben wurden. Die Schaluppe enthielt die Soldaten, welche zur Bewachung der Sklaven verordnet waren, und vor Begierde brannten, die entsprungenen Flüchtlinge wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Roger erblickte seine Feinde zuerst und warf zugleich seine Augen auf den Antonio, welchen die Kräfte sichtbar zu verlassen schienen. Mit Gewalt riß er sich von jenem los, indem er ihm zurief: Rette dich! man verfolgt uns, laß mich allein umkommen, ich bin dir im Schwimmen hinderlich. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sah man ihn auch schon untersinken.

Der Spanier, bestürzt über diesen Anblick, strengte die letzten Kräfte seines ermatteten Körpers an, um seinen Freund wieder in seine Gewalt zu bekommen. Es gelang ihm und er ergriff den Franzosen in dem Augenblicke, wo er ganz unter-

sinken wollte. Die Zuschauer verloren jetzt beide, mit den Fluthen Kämpfenden aus den Augen. Die Schaluppe blieb indeß, weil ihre Mannschaft nicht wußte, nach welcher Seite sie ihren Lauf nehmen sollte, auf einer Stelle, während welcher Zeit die aus dem Schiffe gelassene Barke auslief, um den sonderbaren Gegenstand, welchen man bei schon eingetretener Dämmerung nicht mehr genau unterscheiden konnte, näher zu untersuchen. Die Wellen fingen wieder an sich heftiger zu bewegen. Man eilte also auf diesen Ort zu und erkannte nun erst mit völliger Deutlichkeit zwei Menschen, wovon der Eine, welcher den andern im Arme hielt, sich aus allen Kräften bestrebte, die Barke schwimmend zu erreichen. Man verdoppelte die Bewegung der Ruder, um beiden Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Antonio war eben im Begriff, seinen Freund fahren zu lassen, als er hörte, daß man ihm von der Barke zurief. Mit nochmaliger Anstrengung aller seiner Kräfte zog er seinen Freund mit dem einen Arme an sich, indem er mit dem Andern die eine Seite der Barke anfaßte.

Schon wollten ihn die Wellen verschlingen, als man Beide noch zur rechten Zeit in die Barke hineinzog. Jetzt waren aber alle Kräfte des Antonio völlig erschöpft. Schatten des Todes breiteten sich über sein Gesicht aus, indeß Roger sich in einem ähnlichen Zustande befand. Der Letzte er-

holte sich jedoch zuerst, er schlug die Augen auf und sahe seinen geliebten Antonio an seiner Seite liegen, ohne die geringste Spur des Lebens.

Sich auf den geliebten Körper niederwerfen, ihn umarmen, ihn mit heißen Thränen benetzen, war das Werk eines Augenblicks. Bald ging dieser stumme Schmerz in laute Klagen über. Mein Freund! Mein Wohlthäter! Mein Retter! O warum mußte ich dich verlieren? Welches grausame Schicksal macht mich zu deinem Mörder! Das erstaunte Schiffsvolk bestürmte jetzt den Franzosen mit tausend Fragen über die Ursache dieses seltsamen Auftritts. In kurzen, abgebrochnen Worten hörte man endlich den Zusammenhang der Geschichte aus dem Munde Rogers, welcher sich immer von neuem auf den Körper Antonio's hinwarf und ihn beschwur, wieder ins Leben zurückzukehren. Der Himmel selbst schien diesmal Mitleid mit dem zärtlichsten Freunde zu haben. Seine Bitte sollte nicht unerhört bleiben, der einzige Wunsch seines liebenden Herzens sollte in Erfüllung gehen. Antonio war nur in eine starke Ohnmacht gefallen. Er stieß jetzt einen tiefen Seufzer aus, und in dem Augenblicke der zärtliche Roger ein lautes Freudengeschrei. Antonio öffnete sein gebrochenes Auge. Sein erster Blick traf seinen Freund, welcher sich wieder über ihn hingeworfen hatte, um ihm einen neuen Lebens=

athem einzuhauchen. — Die Barke, welche diese beiden gefühlvollen Menschen aufgenommen hatte, näherte sich jetzt langsam dem Schiffe. Es war ein französisches. Alle Mannschaft des Schiffes nahm Theil an dem nie gesehenen Schauspiel. Die Tugend behauptet auch unter den rohesten Menschen ihre göttlichen Rechte. Die beiden Freunde, so seltner Art, flößten dem gesammten Schiffsvolke eine wunderbare Ehrfurcht ein. Man bestrebte sich mit einem edlen Wetteifer, alles zu thun, was die Umstände forderten, um den Lebensfunken der beiden Geretteten nicht wieder verlöschen zu lassen.

Sobald sich beide erholt und ihre Kräfte allmälig wieder erlangt hatten, kam man ihnen mit Beweisen der ausgezeichnetsten Gefälligkeit entgegen, und man glaubte in seinen eigenen Augen mehr Werth zu haben, je höhern Werth man auf die Freundschaft dieser beiden Menschen setzte.

Roger und Antonio langten nach einiger Zeit auf dem französischen Schiffe glücklich in Frankreich an. Der Erste eilte in die Arme seines Vaters, welcher sich noch am Leben befand und vor Freude über den Anblick eines so lang entbehrten Sohnes fast gestorben wäre. Man nannte Rogern von jetzt an nur den gefühlvollen Schiffer. Jeder wollte ihn nebst seinem Freund sehen; jeder

holte sich jedoch zuerst, er schlug die Augen auf und sahe seinen geliebten Antonio an seiner Seite liegen, ohne die geringste Spur des Lebens.

Sich auf den geliebten Körper niederwerfen, ihn umarmen, ihn mit heißen Thränen benetzen, war das Werk eines Augenblicks. Bald ging dieser stumme Schmerz in laute Klagen über. Mein Freund! Mein Wohlthäter! Mein Retter! O warum mußte ich dich verlieren? Welches grausame Schicksal macht mich zu deinem Mörder! Das erstaunte Schiffsvolk bestürmte jetzt den Franzosen mit tausend Fragen über die Ursache dieses seltsamen Auftritts. In kurzen, abgebrochnen Worten hörte man endlich den Zusammenhang der Geschichte aus dem Munde Rogers, welcher sich immer von neuem auf den Körper Antonio's hinwarf und ihn beschwur, wieder ins Leben zurückzukehren. Der Himmel selbst schien diesmal Mitleid mit dem zärtlichsten Freunde zu haben. Seine Bitte sollte nicht unerhört bleiben, der einzige Wunsch seines liebenden Herzens sollte in Erfüllung gehen. Antonio war nur in eine starke Ohnmacht gefallen. Er stieß jetzt einen tiefen Seufzer aus, und in dem Augenblicke der zärtliche Roger ein lautes Freudengeschrei. Antonio öffnete sein gebrochenes Auge. Sein erster Blick traf seinen Freund, welcher sich wieder über ihn hingeworfen hatte, um ihm einen neuen Lebens-

athem einzuhauchen. — Die Barke, welche diese beiden gefühlvollen Menschen aufgenommen hatte, näherte sich jetzt langsam dem Schiffe. Es war ein französisches. Alle Mannschaft des Schiffes nahm Theil an dem nie gesehenen Schauspiel. Die Tugend behauptet auch unter den rohesten Menschen ihre göttlichen Rechte. Die beiden Freunde, so seltner Art, flößten dem gesammten Schiffsvolke eine wunderbare Ehrfurcht ein. Man bestrebte sich mit einem edlen Wetteifer, alles zu thun, was die Umstände forderten, um den Lebensfunken der beiden Geretteten nicht wieder verlöschen zu lassen.

Sobald sich beide erholt und ihre Kräfte allmälig wieder erlangt hatten, kam man ihnen mit Beweisen der ausgezeichnetsten Gefälligkeit entgegen, und man glaubte in seinen eigenen Augen mehr Werth zu haben, je höhern Werth man auf die Freundschaft dieser beiden Menschen setzte.

Roger und Antonio langten nach einiger Zeit auf dem französischen Schiffe glücklich in Frankreich an. Der Erste eilte in die Arme seines Vaters, welcher sich noch am Leben befand und vor Freude über den Anblick eines so lang entbehrten Sohnes fast gestorben wäre. Man nannte Rogern von jetzt an nur den gefühlvollen Schiffer. Jeder wollte ihn nebst seinem Freund sehen; jeder

bewunderte die seltne Freundschaft Beider, und die reichlichen Geschenke, welche sie empfingen, bewiesen, daß man öfters die Tugend lieber belohnt, als nachahmt. Antonio konnte es nicht von sich erhalten, in Frankreich zu bleiben, ob man ihm gleich hier Dienste und lebenslängliche Versorgung anbot, er wünschte wieder im Schooße seiner Familie, bei seinem Weibe und seinen Kindern zu seyn.

Schmerzlich war die Trennung beider Freunde, und rührend ihr Abschied von einander. Doch die Trennung des Orts ist bei zärtlichen Freunden niemals Trennung der Herzen. Ein stets unterhaltener Briefwechsel frischte den Kranz der Freundschaft immer von neuem auf, und diente zum Unterpfande und Bürgen unverbrüchlicher Liebe. So kunstlos auch die geschriebenen Briefe waren, so fanden sie doch allgemeinen Beifall. Jeder wollte sie lesen: und jeder, der sie gelesen hatte, gestand: daß die Sprache des Herzens die einzige sey, welche unter allen Völkern und bei allen Menschen die beßte Wirkung thut.

Lenke.

II.

Der Neid.

Als die Kammerräthin Elsenberg zu Steiermark, durch einen frühen Tod ihren vortrefflichen Gemahl verloren hatte, waren ihr zum süßesten Trost und zu der noch einzig übrigen Freude ihres einsamen häuslichen Lebens, zwei liebe Töchter zurückgeblieben; Emma, von 15 Jahren, und Bertha, um 2 Jahre jünger.

Sie hatte die Einrichtung getroffen, daß Beide in den häuslichen Geschäften, wozu sie von Jugend auf angeleitet wurden, mit jeder Woche wechseln mußten, so daß die Woche, worin Emma in Küche, Keller und Speisekammer alles Nöthige verwaltete, Berta für die Ordnung der Zimmer, für Wäsche und was etwa von Schreiberei vorfiel, zu sorgen hatte; in der folgenden Woche wechselten dann beide wieder ihr Rollen.

Von Zeit zu Zeit hielt sich auch die Großmutter der beiden lieben Mädchen, eine bei hohem Alter noch sehr muntere und freundliche Frau, in Steinmark auf, und hatte ihre innige Freude

daran, die beiden Enkelinnen nicht allein zu schönen, sondern auch — was ihr weit höher galt — zu geschickten und guten Mädchen emporblühen zu sehen.

Emma war ein Engel an Sanftmuth, Bescheidenheit, Herzensgüte; auch Berta war ein gutes Mädchen; aber ungewöhnliche Lebhaftigkeit und vorzügliche Anlagen des Geistes, regten in ihr einen so feurigen Trieb auf, sich jeder Besten und Geschicktesten unter ihren Freundinnen, es in allen Stücken wo nicht zuvor, doch wenigstens gleich zu thun, daß es ihr unerträglich war, sich von irgend einer andern übertroffen zu sehen. Sie konnte in einem solche Falle eine Anwandlung von Verdruß nicht unterdrücken; ja sie konnte sich in ihrem Unmuth so weit vergessen, daß sie die Verdienste derer, von welchen sie sich übertroffen sehen mußte, wenigstens still für sich in ihren Gedanken zu verkleinern strebte. Mit einem Worte! es regte sich in ihrem Herzen — der Neid.

Der aufmerksamen Mutter entging dieses, in dem Herzen der Tochter aufkeimende, Unkraut nicht: auch unterließ sie nicht, ihre Berta zu ermahnen, diese unglückseligen Regungen, welche die Liebe tödten, den Haß und die Feindschaft erwecken, mit aller Kraft ihres, für Menschenwohl sonst so gefühlvollen, Herzens zu unterdrücken;

sie unterließ nicht, ihr vorzustellen, daß sie selbst ihre innere Ruhe zerstören würde durch diese Regungen des Neides, indem sie sich zu aller Zeit doch gewiß immer von einigen andern würde übertroffen sehen müssen und daß sie sich unablässig mit eigenen Vorwürfen würde quälen müssen, so oft sie sich über neidischen Gedanken ertappte. Sie stellte ihr mit der ganzen Lebhaftigkeit der Wahrheit, der Tugend und der mütterlichen Zärtlichkeit vor, daß sie unausbleiblich statt Ehre zu gewinnen, wonach sie so sehr dürstete, Verachtung über sich bringen würde, wenn andere in ihr den verhaßten Trieb, nur sich selbst zu erheben, andere aber niederzudrücken entdeckten. Auch sah Berta die Wahrheit der mütterlichen Ermahnungen ein, zerfloß in Thränen, gelobte Besserung und Aufmerksamkeit auf sich selbst und Kampf diesem abscheulichen Fehler. Aber dennoch gab es immer wieder von Zeit zu Zeit Rückfälle.

Ein solcher ereignete sich unter andern, als Emma ihre Wirthschaftswoche und Berta die übrigen Geschäfte des Hauses beendet hatten.— Die Mutter hatte alles nachgesehen, und gefunden, daß Emma in Küche, Keller und Speisekammer das Muster einer guten Wirthin für diese Woche darstellte; auch war der Tisch ohne Tadel besorgt worden. Als nun die Untersuchung beendet war, ertheilte die Mutter ihrer Emma ein

herrliches Lob, küßte sie und ermunterte Berta, alles so fortzuführen, wie es die Schwester ihr übergeben hätte.

O ja! erwiederte Berta rasch und etwas empfindlich „wenn Großmütterchen auch in dieser Woche das Beßte bei mir zur Sache thun wird.

Berta! Berta! rief die Mutter aus. Lege die Hand auf dein Herz und frage dich, welch ein Geist diese Worte dich hat sprechen lassen; ob ein böser oder ein guter?" —

Berta erröthete und verstummte; die Augen füllten sich mit Thränen, sie wollte reden, aber die Mutter ließ sie nicht dazu kommen, sondern führte sie mit sich in das Zimmer, indeß sie Emma noch einige Aufträge draußen gab. Als sie nun mit Berta allein war, hub sie an, zu ihrer beschämten, mit sich selbst unzufriedenen, betrübten Tochter also zu reden:

Mein Kind, höre eine Geschichte, die mir vor wenigen Stunden der Sohn unsers Nachbars Kaisersberg, der, wie du weißt, vor acht Tagen aus Spanien zurückgekommen ist, erzählt hat. Höre sie an, erwäge ihren Inhalt, erinnere dich derselben jedesmal, wenn Worte, die ich so eben von dir hörte, über deine Lippen dringen wollen,

schaudre vor den Regungen eines neidischen Herzens, welches solche Worte hervortreibt, zittre vor den Unthaten, welche zu verüben der Neidische jeden unbewachten Augenblick in einer schrecklichen Gefahr schwebt.

„Vor nicht gar langer Zeit," so erzählte mir Kaisersberg, „wurden zu Burgos in Spanien drei Straßenräuber eingefangen. Man hatte Ursache zu glauben, daß dieselben eine noch größere Anzahl von Hehlern in der Stadt und in der Umgegend haben möchten. Deßhalb wurden sogleich die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt, den Helfershelfern der Bösewichter auf die Spur zu kommen. Man bot ansehnliche Belohnungen für diejenigen aus, welche irgend einen Verdächtigen den Händen der Gerechtigkeit würden überliefern können.

„Ein junges Mädchen von 16 Jahren erschien vor den Richtern und zeigte an, daß sie vier Einwohner von Burgos kenne, welche seit langer Zeit mit den Räubern gemeinschaftliche Sache gemacht hätten. Sie selbst habe vor drei Jahren bei einem der Räuber in Diensten gestanden, und nur zu oft gesehen, wie jene vier Männer bei den Dieben heimlich ein- und ausgegangen wären, ihnen allerlei Nachrichten zugetragen und immer eine Menge des Gestohlenen mit sich genommen hätten.

Die Zuversichtlichkeit, womit das Mädchen redete, die offene Miene der Unschuld, womit sie vor den Richtern da stand, die mancherlei kleinen Umstände, welche sie zu erzählen wußte, und, was noch dazu kam, die Einstimmung der Räuber selbst, welche auf die Beschuldigten aussagten, dieses alles hatte den Erfolg, daß jene vier Männer ruhige unbescholtene Hausväter, eingezogen, und in Ketten gelegt wurden.

Vergebens waren die stärksten Betheuerungen ihrer Unschuld; vergebens das Zeugniß aller Nachbarn für sie; vergebens alle Thränen vier unglücklicher, rechtschaffener Familien. Die Räuber und das Mädchen gaben den verhafteten Bürgern, Angesicht gegen Angesicht, mit so dreister Gewißheit eine Menge von Verbrechen schuld, daß die, nicht sehr erleuchteten Richter fest überzeugt wurden, die Theilnehmer so vieler Bosheiten seyen nun endlich entdeckt. Und als die Angeklagten unerschütterlich fortfuhren, alle jene Anschuldigungen zu leugnen, waren die Richter schon im Begriff, insgeheim die Tortur anzuwenden, um, ihrer Meinung nach, ohne weitern Zeitverlurst und Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen.

Die vier Männer waren verloren, — so schien es. Alle Rechtschaffenen beklagten sie. Wer aber beschreibt den Jammer der Frauen und Kinder!

Ein ehrwürdiger Priester vom Orden der Benediktiner besuchte die Unglücklichen. Auch diesem betheuerten sie vor den Augen des Allwissenden und auf das Kreuz des Erlösers, ihre Unschuld, und beschworen ihn, bei der Heiligkeit und Kraft seines Amtes, die Gewissen der falschen Zeugen zu erschüttern, sie zu warnen, daß sie die Zahl ihrer Verbrechen nicht durch einen vierfachen Mord unschuldiger Männer noch vermehren, sondern daß sie der Wahrheit die Ehre geben möchten.

Aber wißt ihr denn auch nicht einen Grund mir anzugeben, warum jene Bösewichter, und besonders, warum ein junges Mädchen, ein Kind, gegen euch auftritt, und mit so großer Hartnäckigkeit Falsches bezeugt?

Wir wissen es nicht; antworteten sie, wir haben mit jenen Leuten nie im Bösen in irgend einer Sache zu thun gehabt; auch das Mädchen kennen wir nicht weiter, als daß sie, wie uns däucht, einige Zeit mit uns in derselben Straße gewohnt hat. Zu Leides hat Niemand von uns ihr jemals das Geringste gethan.

Der Priester tröstete die Unglücklichen mit guter Hoffnung durch himmlischen Beistand, und versprach ihnen, daß er seiner Seits für ihre

Rettung alles thun werde, was nur irgend in seinen Kräften stehe.

Die Gefahr war dringend. Die Hinrichtnng Dr Räuber war auf den folgenden Tag angesetzt. Dieser letzte Abend mußte für die Rettung der vier unglücklichen Bürger entscheiden.

Der Geistliche ließ, so bald er die Bürger verlassen hatte, die junge Anklägerin derselben vor sich kommen. Er führte ihr mit großer Kraft die Abscheulichkeit des Verbrechens zu Gemüthe, unschuldiges Blut zu vergießen; er schilderte ihr die Strafen der Ewigkeit, er zeigte ihr die Flammen des Abgrunds. Sie fieng an zu zittern, zu erbleichen; aber dessen ungeachtet betheuerte sie noch immer, die Wahrheit geredet zu haben. Der Priester frohlockte in seinem menschenfreundlichen Herzen; er hielt die unglücklichen Männer schon für gerettet; welch ein Augenblick der Wonne schwebte vor seinen Augen! Er glaubte, um den Starrsinn des Mädchens völlig zu brechen, nichts weiter mehr nöthig zu haben, als daß er ihr den Jammer vier unglücklicher Frauen, und zehn armer verwaister unschuldiger Kinder schilderte. — Aber jetzt faßte sie sich zusehends wieder; ihre Stimme wurde mit jedem Augenblicke dreister und fester; sie beharrte mit zunehmendem Trotze auf ihrer Behauptung, daß

jene vier Männer Verbrecher wären, und bat den Priester mit Empfindlichkeit, sie in Zukunft mit den beleidigenden Vermuthungen einer lügenhaften Anklage zu verschonen.

Bittere Traurigkeit im Herzen, ungewieß endlich selbst, was er von dieser räthselhaften, schrecklichen Sache denken sollte, schwankend zwischen Hoffnung und Furcht gieng er nun in den Kerker zu den Räubern. Was aber blieb ihm hier noch zu hoffen übrig, da ihm bei einem jungen Mädchen, welches die Unschuld selbst zu seyn schien, so wenig gelungen war?

Es war der Vorabend der Hinrichtung. Man hörte in dem Dunkel des Kerkers ganz deutlich den dumpfen Schall der Aexte vom Platze her, wo das Blutgerüst aufgerichtet wurde.

Still, bleich, Todesschweiß auf der Stirn, saßen die drei Missethäter, von der Last ihrer schweren Ketten niedergezogen, in den drei Winkeln des Gewölbes am feuchten Boden.

Der Priester grüßte sie milde. Euer Leben auf Erden geht zu Ende! redete er sie an, noch diese Nacht und eine kurze Morgenstunde, dann bricht eure Todesnacht ein, und von dem Gericht eurer menschlichen Richter tretet ihr in

derselben Stunde vor das Gericht des Ewigen und Allwissenden.

Ist es möglich, ehrwürdiger Vater! seufzte der Aelteste der drei Missethäter, daß wir dort noch Gnade finden können?

Ja! antwortete der Priester, ja! aber nur unter der Bedingung, daß ihr keine verheimlichte Missethat vor des Allwissenden Richterstuhl mit euch nehmt, keine Missethaten, welche dort gegen euch schreien, euch anklagen und verurtheilen, euch der ewigen Verdammniß unrettbar überliefern.

Ehrwürdiger Vater! schrieen jetzt alle drei mit hohlen, kläglichen Stimmen, rettet die unschuldigen Männer, welche als ansere Helfershelfer gefangen sitzen. Sie sind unschuldig! Ach wären wir so unschuldig wie sie! — Eine höllische Schadenfreude hat uns verleitet, der Schlange, welche gegen sie zeugte, beizustimmen. Es sind unschuldige Männer. Rettet sie! Erwerbt uns den letzten Trost bei unserm Hinscheiden, daß wir durch das Leiden unserer letzten Stunde die Pein der Ewigkeit abkaufen.

O Glück des redlichen Mannes! — Wie eilte er zu den Richtern! mit welchem Feuer

sprach er für die Unschuldigen! Wie ließ er nicht nach, bis er die Richter bewogen hatte, noch an diesem Tage eine außerordentliche Sitzung zu halten!

Welche Belohnung für sein Herz, für seine Mühe, als er die Räuber feierlich die Erklärung geben hörte: Jene vier Männer sind mit uns nie auf irgend eine Weise verbunden gewesen und es sind, so viel uns bewußt ist, durchaus unbescholtene Bürger. Nur Schadenfreude hat uns verleitet, sie zu Gefährten unsers Unglücks machen zu wollen. Das Zeugniß der jungen Dirne ist eine schändliche Verläumdung, eine teuflische Lüge.

Die Dirne stand da, und hörte ihre Anklage. Noch einige Augenblicke beharrte sie starrsinnig bei ihren Betheurungen. Die Richter erlaubten es den Missethätern, sie durch einige Fragen irre zu machen. Sie fieng an zu stocken und sich in ihren lügenhaften Antworten zu verwickeln und zu versprechen. Die Räuber klirrten schrecklich mit den Ketten und drohten, wenn sie nun durch ihre Schuld mit unschuldigem Blute bespritzt, zur Hölle fahren müßten, dann auch als Höllengeister sie ewig zu peinigen und zu plagen.

Diese grausenvollen Drohungen brachen endlich den Starrsinn. Die Dirne gestand mit lautem Schluchzen, daß ihre Anklage eine Lüge sey.

Aber was hat dich zu einer so unerhört gottlosen Lüge bewegen können? so fragten die Richter, so fragte der Priester voll Schauder und Erstaunen.

Der Neid antwortete die schluchzende Verbrecherin. Ich konnte es nicht ertragen, die Frauen und Töchter meines Nachbarn so schön gekleidet zu sehen, während ich in einem armseligen Aufzuge umherschleichen mußte. Ich wollte es sie empfinden lassen, daß sie nicht so freundlich mir entgegen kamen, als andern Nachbarinnen ihres Gleichen. — Dieses ist mein aufrichtiges Sündenbekenntniß! — Möge der barmherzige Gott mir wegen meiner innigsten Reue Vergebung angedeihen lassen!«

Die vier unschuldigen Männer wurden hierauf den Ihrigen wiedergegeben. Die Räuber litten den verdienten Tod mit derjenigen Fassung, welche die Hoffnung giebt. Dem verwahrlosten Mädchen wurde Zeit geschenkt, in einem Zucht- und Besserungshause über das Unglück nachzudenken, welchem derjenige mit jedem Schritte

entgegen taumeln kann, welcher dem Neide Raum giebt in seinem Herzen.

Berta lag schluchzend an dem Busen ihrer Mutter. Die Mutter aber schenkte ihr bald nachher einen Ring auf dessen rosenrothem Schmelz mit schwarzer Schrift die Worte standen: »Burgos.« Niemand kannte den Sinn dieser Worte, als Berta und die Mutter.

Seit dieser Zeit wurde Berta ein durchaus liebenswürdiges Frauenzimmer. Denn von diesem Tage an verschwand der einzige Flecken, welcher sie entstellt hatte, — der Neid.

Chr. Niemeyer.

III.

Der Leichtsinn.

Paul V*** war ein sehr lebhafter und gutmüthiger Knabe. Immer bot er die Hände zu helfen, wo etwas zu helfen war. Aber das mußte sogleich geschehen. Aufgeschoben war bei ihm gewöhnlich aufgehoben. Zog eine Sache seine Aufmerksamkeit auf sich, so war es nur ein Augenblick. Er glich einem elastischen Körper, der zwar Eindrücke annimmt, aber sogleich sich wieder anschickt, in seine vorige Gestalt zurückzukehren, und bald keine Spur der Betastung mehr verräth. Hierhin und dorthin flogen seine Gedanken; keiner haftete. Nichts ward nach Ursach und Folge erwogen. Daher behandelte er oft das Wichtigste als unbedeutend, und Kleinigkeiten zogen ihn eben so viel oder eben so wenig an.

Ach hätte er früh sich gewöhnt, bei einem Gegenstande zu verweilen, ihn ganz kennen zu lernen, um sich von seiner Geringfügigkeit oder seiner Wichtigkeit zu überzeugen, und sein Handeln darnach einzurichten, hätte er Nachdenken gelernt,

er würde nicht in die Abgründe gerathen seyn, in denen er zuletzt versank!

Paul verlor seinen Vater, als er noch die Schule besuchte, wodurch die Lage seiner Mutter sehr beschränkt ward. Dennoch entschloß sich diese alles zu thun, um ihn auf der Akademie zu unterhalten. Er sollte sich zu einem Prediger bilden. Nach einigen Jahren versprach sie sich, würde er sie für ihre mütterliche Sorgsamkeit und die Entsagung, die sie sich seinetwegen auflegte, belohnen können. Paul war nicht taub bei den rührenden Ermahnungen seiner Mutter; er weinte mit ihr beim Abschiede; er versprach Alles, und faßte auch den Vorsatz, Alles zu halten.

Ob gleich er in seinem neuen Verhältnisse sein Ohr zu sehr zu den jungen Leuten hinneigte, die lieber sogleich alle flüchtigen Freuden des Lebens genießen wollten, als sich mit Ernst zu den dauernden vorzubereiten, so sammelte er sich doch oft wieder, und bereicherte seine Kenntnisse. — Das Bild seiner Abschied nehmenden Mutter war nicht ganz in ihm erloschen, und ihre Briefe frischten es von Zeit zu Zeit wieder auf. Indeß nach einem Jahre hatten zu viel Dinge um ihn her Reiz bekommen, als daß der Zweck seines Dortseyns ihm immer gegenwärtig seyn sollte. Genauere Bekanntschaft mit einem Mitstudierenden, Namens Sebald,

zerstreute ihn immer mehr. Flüchtiger wurden jetzt die Briefe seiner Mutter gelesen, flüchtiger beantwortet. Sie schickte ihm jetzt eine mühsam errungene Summe, die für ein halbes Jahr ausreichen sollte. Die Aufmunterungen seines Freundes machten, daß sie bald vergeudet war. Da er bis dahin immer richtig bezahlt hatte, und man ihn für vermögender hielt, als er war, erhielt er leicht auf Vorschuß, was er bedurfte. Ach! jetzt schwelgte er, und seine Mutter entzog sich längst gewohnte Erquickungen, um es ihm nicht an Mitteln fehlen zu lassen, die ihn zu einem geschickten Manne machten. Sie betete täglich für ihn, — für ihn, der jetzt Tage hinbringen konnte, ohne nur einen Gedanken auf sie von seinen Zerstreuungen abgleiten zu lassen. Nur eine kleine Summe hatte sie nach einem Jahre wieder für ihn bereit, die ward dem zurückgelegten Nothpfennig hinzugefügt. Meine Aussichten für die Zukunft, schrieb sie ihm dabei, sind jetzt durch verschiedene unglückliche Zufälle traurig geworden. Meine Hoffnung ist nun noch mehr auf dich gerichtet. Du wirst bald geschickt seyn, durch deine erworbenen Kenntnisse deinen Unterhalt zu finden. Ohne dich hätte ich keinen Trost für meine kommenden Tage.

Paul frohlockte, als er Geld ankommen sah. Eine Lustparthie war verabredet, er hatte nichts für die Auslagen, und doch mochte er nicht zurück=

bleiben. Jetzt Alles gehoben, an kein anders Bedürfniß dachte er. Vom Briefe sah er nur Anfang und Schluß. — Nun, sie ist ja gesund, dachte er, und legte ihn bei Seite, um ihn zu gelegener Zeit wieder vorzunehmen. Zwei Tage drehte er sich im Wirbelkreise einer betäubenden Wonne; erwachte er aus dem Taumel, wie konnte da sobald die ruhige Freude des Denkens und Erkennens bei ihm Eingang finden! Ehe er sich noch völlig gesammelt hatte, winkte ihm ein neuer Genuß. Wollte er nun weiser seyn — so schleuderte ihn sein vermeinter Freund in den Kreis hinein.

Einer seiner Bekannten hatte durch Diebstahl Uhr und eine Summe Geldes verloren. Man sammelte in einer Gesellschaft für ihn; er gab reichlich, und seine Baarschaft schmolz immer mehr zusammen. Die schönsten Jahre des Erwerbens geistiger Güter verrauschten, er wußte nicht wie. Der Tag, an dem er die Akademie verlassen sollte, nahte heran. Gern hätte er seine Schulden vorher abgetragen, allein er wußte nicht woher. Er ward gemahnt, verklagt, bedroht festgesetzt zu werden. So gedrängt entfloh er mit Sebald heimlich. Der Werth seiner zurückgelassenen Sachen war gering; das Meiste schon veräußert. Sein Kamerad hatte ihm die Aussicht gegeben, ihm in seiner etwas fernen Heimath ein einstweiliges Unterkommen zu ver-

schaffen. Von dort aus wollte er seiner Mutter schreiben; von dort aus wollte er, sobald er nur etwas erworben hätte, seine Gläubiger befriedigen. Schauer ergriff ihn bei seinem jetzigen Beginnen; allein bei diesen Aussichten, diesen Vorsätzen, beruhigte er sich bald wieder.

Seine Mutter erfuhr seine Flucht durch den Brief eines seiner Gläubiger, der harte Anklagen gegen ihn enthielt. Mehrere wandten sich an sie. Sie war außer Stande zu befriedigen, aber vergoß Thränen darüber, es nicht zu können. Ihre Nächte waren schlummerlos durch den Gedanken an ihren undankbaren Sohn. Wo ist er? was ist aus ihm geworden? dabei blieb sie zuletzt stehen. Ach! ihr Kummer gieng oft wieder in mütterliche Zärtlichkeit für ihn über. Wer weiß, wie hart er büßen mag! Hätte ich nur Nachricht von ihm; er war ein guter Knabe! Verführer bemächtigten sich seiner. Er wird zum Guten zurückkehren! So dachte sie; so hoffte sie. Aber das Ausbleiben aller Nachrichten erfüllte sie mit den bängsten Besorgnissen. Entweder, fürchtete sie, er ist nicht mehr, oder er geht fort auf dem Pfade des Bösen, und vergißt seine Mutter. Sie wußte nicht was schrecklicher sey. Ihre Tage verflossen in Angst, ihre Gesundheit nahm ab. Zugleich verschlimmerten sich ihre äußern Umstände. Sie hatte sich ganz erschöpft, um es dem Sohne

an nichts fehlen zu lassen. Das Anerbiethen eines fern verheuratheten Bruders ihres Mannes mußte daher angenommen werden, zu ihm zu ziehen.

Hier war sie zwei Jahre, stets in Gedanken an ihren verlorenen Sohn versenkt, stets Nachricht hoffend und fürchtend. Oft führte ihre Einbildungskraft ihr so schwarze Bilder vor, daß sie sich würde getröstet haben, wenn sie ihn, nur nach vorhergegangener Reue ruhig im Grabe schlummernd gewußt hätte. So stand sie einst am Fenster, und blickte wehmüthig nach einem jungen Baume vor demselben, der in dem jetzt nahenden Lenze wieder begrünte und viele Blüthen aus den geschwellten Knospen erwarten ließ, als ein Auflauf den Blick zur Straße hinaus lenkte. Zwei Verbrecher wurden geschlossen vorbeigeführt. Sie schaute hin und seufzte. Näher kamen sie; ihr Blick ward starrer, ihre eingefallene Wange bleicher; sie drängte den Odem zu einem Ausrufe zusammen, aber ehe er den Lippen entfloh, sank sie nieder. Nur eine kleine Verwandtin war gegenwärtig; diese erschrack, und lief, Hilfe zu rufen. Man fand eine leichenähnliche Gestalt, und versuchte alles, um wieder das Leben in ihr anzufachen, das nur zurückgedrängt schien. Allein umsonst! Es war auf immer erloschen. Niemand wußte, wenige vermutheten die Ursach. Erst nach einigen Tagen enthüllte sie sich, als

man ihren Leichnam zu seiner Ruhestätte trug. — Stumm und in sich gekehrt saß der eine Gefangene im Kerker. Den Kopf auf beide Arme gestützt, erhob er ihn nur, um gen Himmel zu blicken und zu seufzen. Sein Inneres war sichtbar erschüttert. Nach einigen Tagen macht ihn ein feierliches Glockengeläute aufmerksam. Er hört Gesang; er wird erweicht, und langsam bewegt er sich an das vergitterte Fenster, und erblickt einen Leichenzug. Ein eintretender geschwätziger Gefangenwärter, der ihn offneren Blicks sieht, und fähiger zu hören, läßt ein Wort über die Leiche fallen, die vorübergetragen wird. Der Gefangene thut einige Fragen hört Namen und Schicksal, verzerrt seine Geberde schrecklich, und schlägt sich in einem Ausbruche von Wuth mit einem Arme, an dem die Kette lastet, vor die Stirn. Die Schläfe sind getroffen. Er stürzt nieder, und sein Fall auf einen Ring am Boden des Gefängnisses vollendet, was der Schlag noch übrig gelassen hatte. Er war todt.

Sein Name erklärte der Stadt nichts; denn er trug einen falschen; allein aus dem Bekenntnisse des Mitverhafteten erhellt es, daß er der Sohn der unglücklichen Mutter war, deren Schicksal die Stadt so bedauerte.

Wie kam Paul bis dahin? —

Warnend ist die Geschichte des unglücklichen Jünglings, den Leichtsinn bis zum Theilnehmer an Verbrechen erniedrigte, und der im Augenblicke des schrecklichsten Erwachens aus der Betäubung des bessern Ichs in das Grab stürzte.

Paul floh mit Sebald, beseelt von dem beßten Willen, seine Schuld abzutragen, sobald es möglich sey. Scham und Reue erwachte in ihm in einer schlaflosen Nacht, und das undankbare Vergessen seiner edlen Mutter fiel schwer auf sein Herz. Er fühlte sich unwürdig zu dem Geschäfte, das er jetzt übernehmen sollte. In Sebalds Heimath bedurfte eine einsam lebende Familie eines Lehres und Erziehers zweier Kinder. Er ein Führer zum Guten werden! — Wie konnte er in das Angesicht noch unschuldiger Wesen schauen! Doch sein fester Wille gab ihm Ermannung. Sein jetziges Leben sollte alle Nachrichten vernichten, die etwa von ihm einlaufen möchten.

Zum Unglück war die Kunde von den beiden Entlaufenen ihnen schon vorausgeeilt. Sebalds Vater war ein schlichter, wohlhabender Ackerbürger des Städtchens, der in seinem Sohne seinen künftigen Stolz sah. Schon Vieles hatte er väterlich verziehen; allein bei den neuen Nachrichten von seiner Verwilderung war er mit sich eins geworden, seine Plane mit ihm aufzugeben, und

ihn an den Pflug zur Arbeit zurückzuführen. Das hatte er oft zu Nachbarn und Bekannten laut ausgesprochen, so daß Sebald, als er sich der Heimath näherte, und nach den Seinen, als Unbekannter fragte, von mehrern übereinstimmende Nachrichten von dem Zorne des Vaters über den liederlichen Sohn und von seinem Willen erhielt. Er kannte des Vaters Ernst und sah voraus, daß es ihm nicht gelingen würde, ihn zu täuschen und zur Erlaubniß zu bereden, eine andere Akademie zu beziehen. Zu der ihm zugedachten Lebensart mochte er sich nicht bequemen. Er hielt daher Rath mit Paul und beschloß, ohne ihn zu sehen, weiter in die Welt hinein zu gehen. Nur eine Meile war er noch von seiner Heimath entfernt, da kehrte er mit seinem Freunde um, und wandte sich nach einer Stadt in dem nachbarlichen Staate hin, die der Geburtsort eines dort jetzt beförderten Universitätsbekannten war. Paul spielte die Violine sehr gut, Sebald hatte bedeutende Fortschritte in den mathematischen Wissenschaften gemacht.

Beide hofften, durch diese Kenntnisse, vermittelst ihres Bekannten, sich Unterhalt zu verschaffen. Ihr Plan gelang. Ihre neue Umgebung, in der sie Zerstreuung fanden, ließ beide nur wenig an ihre Eltern denken. Paul hatte sich indessen längst vorgenommen, an seine Mutter

zu schreiben; doch schob er es immer auf, und fand dann Gründe, ihr noch seinen Aufenthaltsort zu verhehlen. Sie bekamen viele Gelegenheit zur Lustigkeit. Der Fürst des Landes gab viele Blößen. Einige Lieblinge drückten das Land und machten sich verhaßt. Man murrte im Stillen. Ein einzelner Vorgang gab Paulen Gelegenheit, seinen Witz zu versuchen. In Verbindung mit Sebald machte er eine Spottschrift, in welcher den schwachen Seiten des Regenten das Lächerliche abgewonnen und mit beissendem Salz ausgemalt ward. Sie war für einen kleinen Zirkel bestimmt. Hier ward sie laut belacht, und bald gieng sie abschriftlich aus einer Hand in die andere. Sie kam bis in die Residenz des Fürsten. Der Verfasser ward ausgespürt. Schnell sahen sich beide eingewanderten Fremdlinge verhaftet. Der Fürst, und noch mehr seine Günstlinge waren äußerst erbittert. Es wurde ihnen als Aufrührern, Hochverräthern der Prozeß gemacht, und sie wurden zum Festungsarrest verdammt. Sie wußten ihre Bedeckung zu täuschen, und listig zu entkommen.

Aber jetzt kam es Paulen vor, als wäre ein Bann über ihn ausgesprochen, der die ganze Erde gegen ihn rüstete. Keines Menschen Antlitz wagte er anzuschauen. Jeder konnte zum Verräther werden, jeder ausgesandt seyn, sie wieder

den Armen der Gerechtigkeit zu überliefern. Jedes schon eingeschläferte böse Bewußtseyn erwachte wieder in Paulen. Die trauernde Mutter, die betrogenen Gläubiger standen vor ihm. Doch das Gewissen ward bald durch andere Sorgen betäubt. Noch glaubten sie sich von Spuren der Verfolgung umgeben, daher schlichen sie größtentheils in der Nacht weiter und vermieden am Tage jede Ortschaft. Schüchtern kehrten sie ein, um Nahrung zu fordern. Aber jetzt konnten sie dieses nicht mehr. Ihre Kasse war leer. Woher das Leben fristen? Erst bei dem letzten Groschen ward ihnen bange. Er war ausgegeben. Da wandelten sie an einem See vorüber, der im Winde rauschende Wellen schlug, und ungewöhnliche Kühlung zu ihnen herüber wehte. Sebald, fieng Paul mit einemmale an, mein Leben ist mir verhaßt. Hier kann alle Sorge enden. So riß er sich von seinem Gefährten los, um in die Fluthen zu springen. Sebald ergriff ihn. Er wollte sich loskämpfen, ward vom Stärkern übermannt und vorbeigezogen, sonst hätte sein Leben wirklich hier geendet.

Diese Stimmung dauerte indeß nicht lange. Ein Augenblick bestimmte ihn; der Augenblick rauschte vorüber. Nach einer halben Stunde konnte Sebald, als sie vor einem jähen felsichten Abhange vorüber giengen, scherzend fragen, ob

er sich hinunter stürzen wolle. Paul lacht und verwünschte den Gedanken mit eben dem Leichtsinn, als er ihm vor Kurzem folgen wollte.

Der Abend dämmerte und am gestrigen Tage hatten sie die letzte schon unzureichende Nahrung zu sich genommen. In dieser Lage waren sie noch nie gewesen. Sie beneideten eine Weihe, die über ihnen auf eine wilde Taube stieß, und sie auf dem nächsten Baume verzehrte. Du hast es besser als wir, sprach Sebald; was du erreichst und bezwingen kannst, ist dein. — Und wir? — Sollten wir lieber verhungern, ehe wir den Reichen, der mit vollen Taschen vorüber zieht, mit uns theilen lassen? —

Bruder, fuhr er nach einem Weilchen auf, wir können nicht mehr anders; — es sey! —

Was willst du, fiel Paul erschreckt ein. —

Leben will ich.

Und — — und —

Nun weißt du etwas Besseres?

Heute leben wir noch; laß uns bis Morgen harren. Wir sprechen unter den Charakter, den wir angenommen haben, noch einmal ein.

Und werden als verdächtig beschaut und fern gehalten?

Sie kündigten sich nämlich als fußreisende Naturfreunde an, und wußten auch genug, dieß Vorgeben zu behaupten. Nur ihr äußerer Aufzug fieng schon an, sie anzuklagen.

Jetzt waren sie in einem Walde, von Einsamkeit umgeben; da hörten sie ein Pferd wiehern. Ein stattlicher Reiter nahte. — Nun rasch, sprach Sebald.

Paulen schlug das Herz mächtig. Eigentlich hatte er die That in einer andern Gestalt schon verübt, aber auch längst verschmerzt; dieß zeugten verschiedne redliche Handwerker die nicht bezahlt worden waren. Nur vor einem Raube dieser Art bebte er noch zurück. Er war unentschlossen und hatte nur verwirrte Gedanken, als der Reiter, der sich dessen nicht versah, nah war.

Gütlich, gütlich, sagte er leise zu Sebald.

Nun sprich du versetzte dieser, sprang einen Schritt vor und hielt das Pferd am Zügel.

Mein Herr fing Paul an, und seine Stimme versagte ihm halb, retten sie ein paar —

— — Schurken, fiel der muthige und bewaffnete Reiter ein, dem auf seinem Rosse nicht bange war, und hatte in dem Augenblicke seine Pistole auf ihn gerichtet —

Paul, der es schon um sein Leben geschehen glaubte, schlug in dem Schrecken die Hand ungestüm zurück, der Schuß gieng los, und der Reiter ward verwundet. Das Pferd bäumte sich der Mann hatte nicht Kraft genug sich zu halten und fiel herunter. Sebald ließ das Roß, das jetzt davon sprang, und wandte sich gegen den Verwundeten.

Ein wenig Menschenliebe, sagte Paul zu ihm, und alles dieß wäre verhütet. Das war nicht unsere Absicht; — Noth —

Der Lohn wird euch treffen, fiel der Angegriffene mit verbißner Empfindung ein und ließ sich Uhr und Börse von Sebald nehmen. Beide, die sich im Halbdunkel für ganz unerkannt hielten, traten ohne Weiteres ab, und konnten nicht gewahr werden, daß er aufstand, sein entlaufenes Pferd wieder zu holen.

So war eine menschenentehrende That ausgeübt, durch welche die Thäter sich des ferneren Schutzes der Gesellschaft beraubten, und die ent-

weder, wenn der bessere Geist in ihnen wieder erwachte, sie mit bleibender Reue foltern mußte, oder, wenn die Betäubung fortdauerte, ähnliche und bösre nach sich ziehen konnte, bis ihr Maaß voll war. Gedanke, Entschluß und That folgten einander so rasch, daß keine Ueberlegung, auch keine Erwägung der unbesonnenen Art der Ausführung statt fand. Aber die Vorbereitung des Innern, die den Gedanken aufsteigen ließ, hatte bei Sebald schon lange statt gefunden. Paul wußte nicht, wie er seine Scham unterdrücken sollte, und auch sein Gefährte konnte ihm nichts entgegen setzen. Sie fingen jetzt an in der sternhellen Nacht rasch zu laufen. An Stillung des Hungers dachten sie nicht. Der Feind folgte hinter ihren Füßen. Eine Eule, die neben ihnen vorbei schwebte, schien ihnen das leise Rauschen eines Todesboten zu seyn. Aber mit der aufgehenden Sonne, mit dem um sie erwachenden Leben, verschwanden die Schreckenbilder der Nacht.

Beide Flüchtlinge sättigten sich nun im Gasthofe eines benachbarten Städtchens, nahmen dann eine Fuhre, und waren in der That der Verfolgung entronnen.

Noch etwas weiter wollten sie sich entfernen und sich dann aufs Neue an einem Orte niederlassen, und dort ihren Unterhalt suchen, wie sie

es an jenem gethan hatten, wo ihr unbesonnener Witz sie unglücklich machte. Nur Sebalds Leichtsinn, aufs verderblichste unterstützt von dem Mangel an allen Grundsätzen, ließ ihn in die Plane eines geübten Bösewichts eingehen. So herabgewürdigt hatte sich Paul noch nicht, als Sebald. Er verabscheute das Böse. Entwürfe zur Ausführung desselben machte er nie, und doch hatte er es immer gethan, ohne es Willens gewesen zu seyn. Die Reue, die ihn natürlich dann überfiel, dauerte, bis ein neuer Gegenstand ihn abrief.

Sebald suchte die geraubte Uhr in Geld zu verwandlen. Er traf in einer Sadt, die sie auf ihrer Fluchtreise berührten, mit einem Manne zusammen, an den er sich deßhalb wandte. Der Mann war ein Trödler, Leiher und Wucherer der Stadt. Tausend Wege ersann er, um Geld zu gewinnen, streifte oft umher, machte sich an Fremde, die sich ihm zeigten, und bot ihnen dieses und jenes an. Den Schein der Ehrlichkeit suchte er geflissentlich zu behaupten, und wußte sie von Zeit zu Zeit zur Schau zu stellen, welches er für nöthig hielt, obgleich sie ihm an und für sich nichts galt. Er hatte einen scharfen Blick und durchschaute seine Leute bald. Sebald und Paul schienen ihm wichtig zu werden; er wußte sie an sich zu ziehen heuchelte Vertrauen und gab ihnen nicht üble Mittel zum Fortkommen

an. Auch Sebald glaubte, diesen Mann festhalten zu müßen, und ließ sich näher mit ihm ein. Sie verweilten an dem Orte etwas länger, weil sie schon sicher zu seyn glaubten. Krispin, so wollen wir den Mann nennen, fieng an seine Plane mit ihnen einzuleiten. Er suchte jetzt ihre Verlegenheit zu vergrößern, um ihnen dann ein Mittel zu zeigen, sich aus derselben zu reissen. Von fern sprach er, als vermuthete er ihre letzte That bis Sebald endlich nicht mehr ausweichen konnte. Da glaubte er dann nicht länger mehr anstehen zu dürfen, mit Aufmunterung zu einer ähnlichen hervorzutreten.

Eine benachbarte Dorfkirche verwahrte in einem Schranke der Sakristei verschiedenes Silbergeräth von beträchtlichem Werthe. Die Kirche war abgelegen. Es schien gar nicht schwierig, sie zu erbrechen. Mehrmals war Krispin — o welcher gereifte Bösewicht! — an dem heiligen Orte gewesen, um alles, was zu beobachten sey, abzunehmen. Er wollte für alles zur Ausführung Nöthige sorgen. Jene beiden sollten die That vollenden, und dann die Hälfte des Werthes von dem, was sie geraubt, am Gelde erhalten.

Paul war leichtsinnig, aber hier schauerte er zurück. Schon längst wollte er sich aus der Verbindung mit dem Verworfenen, den er Freund

nannte, losreissen; aber da er selten einen festen Schluß aus Ueberlegung faßte, so wankte er auch hier. Jetzt ermannte er sich indessen, und gab ihm selbst seinen Antheil an dem geraubten Gelde zurück. Fast von allem entblößt trennte er sich von ihm, und wollte das Vertrauen eines edeln Geistlichen zu erwecken suchen, sich ihm entdecken, und jede Art ergreifen, sein Leben zu erhalten, sey es auch niedrige Handarbeit. Jene Anmuthung hatte ihm endlich gezeigt, mit welchem Menschen er umgieng. Er fühlte mit Entsetzen, was er schon war, und erbebte vor dem, was er noch werden konnte. Der reuige Jüngling stand am Scheidewege, an dem er wieder in die bessere Bahn einlenken wollte.

Krispin mußte jetzt mehr jene schreckliche That unterstützen, als er anfangs gewollt hatte. Das Verbrechen gelang wirklich. Die Thäter glaubten sich geborgen — als ein Zufall sie verrieth.

Die verhandelte Uhr ward von einem Bekannten des Beraubten erkannt, Krispin zur Rechenschaft gezogen, und jene Fremden, die mit ihm verkehrt hatten, kamen in Verdacht. Schon früher klagten einzelne Umstände den Mann, dem man nicht traute, als Theilnehmer jener nächtlichen That an, doch hatte man die Muthmaßungen noch ruhen lassen. Jetzt ward in seinem Hause

nachgesucht. Man fand einen Vorrath eingeschmolzenen Silbers. Seine Abwesenheit in jener Nacht ward bezeugt; er widersprach sich in Angabe der Ursache derselben, und konnte zuletzt die That nicht mehr läugnen. Als Theilnehmer gab er jenen Fremden an. Sebald war schon fern, wurde aber aufgefunden, — und zwar in der Gesellschaft Pauls, der bei einem zufälligen Zusammentreffen mit ihm, sich aufs Neue hatte bereden lassen, sich mit ihm zu vereinen. Als Straßen- und Kirchenräuber wurden sie arretirt und nach dem Gefängniß der Stadt gebracht, in der Pauls Mutter sich für jetzt aufhielt.

Nur wenige Menschen gleichen dem verworfenen Sebald. Bei mehreren werden sich in der Jugend Aehnlichkeiten mit Paul finden. O wie haben sie dann über sich zu wachen, sich zum Nachdenken bei allem zu üben, die Kraft des Willens zu stärken, um nicht zu fallen, wie er! —

IV.

Der Gang nach dem Ziegelofen.

Das, von Konstantin gestiftete, byzantische Reich hatte in den folgenden Jahrhunderten durch innere Spaltungen, und das Aufkommen des Islamismus außerordentlich gelitten. Die unaufhörlichen Kriege mit fremden Völkern, welche Einfälle in das Reich gewagt hatten, wurden meistentheils mit Verlurst beendigt, so, daß in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als Konstantin XI., mit dem Zunamen Paläologus regierte, von der ganzen, ehemals so weitläufigen Ländermasse des griechischen Kaiserthums nichts weiter übrig war, als Konstantinopel mit seinen gleichfalls sehr beschränkten Umgebungen, und einige Oerter in Morea, welche den appanagirten Prinzen des kaiserlichen Hauses gehörten. Jetzt rüstete sich der, als glücklicher Eroberer in der Weltgeschichte bekannte türkische Großsultan, Mahomet II. um mit einem Heere, das zwar aus 300,000 Mann bestand, wovon aber gewiß zwei Drittheile Christen waren, die in den von

den Türken eroberten, ehemaligen Provinzen des griechischen Reichs wohnten, die Hauptstadt, und was von diesem ehemals so mächtigen Reiche übrig war, zu erobern. Mit diesem Heere, welches mit einer starken Belagerungs-Artillerie versehen war, worunter sich Stücke von ungeheurer Größe befanden, umzingelte Mahomet die Stadt Konstantinopel zu Lande, während eine Flotte von 400 Segeln diese Einschließung vollendete.

Obgleich der Kaiser Konstantin in seiner belagerten Residenz Alles that, was von einem thätigen Fürsten in solchen Fällen nur immer erwartet werden kann, so wurden doch die von ihm getroffenen Maßregeln größtentheils und zwar, schändlich genug! von den Bürgern Konstantinopels selbst vereitelt, der Staatsschatz war leer; und als die Einwohner der belagerten Stadt diesen Mangel durch reichliche Beiträge ersetzen sollten, weigerten sie sich so hartnäckig, daß dadurch die Vertheidigung der Stadt außerordentlich erschwert wurde; und nur 8000 waffenfähigen Bürgern konnte diese Vertheidigung übertragen werden. Aber auch unter diesen herrschte nichts weniger als vollkommene Einigkeit. Doch sie wurden bald gestärkt, als die Grausamkeit der Türken kund wurde. Die bitterste Reue wegen der bewiesenen unpatriotischen Gesinnung trat nun

an die Stelle des vorherigen Geizes, und man that nunmehr Alles, was man vermochte — aber leider war es jetzt zu spät; indessen konnte man es nur dieser Großherzigkeit beimessen, daß ein solches Häufchen Vertheidiger einem großen Belagerungsheere die Eroberung so lange streitig machen konnte. Dem edlen hochherzigen Genueser Johann Justinian, glückte es, nebst 800 tapfern Waffenbrüdern, zur Nachtszeit durch List in die geängstigte Stadt zu kommen. Bald wurden die Türken die Ankunft dieses Feldherrn, — eines der ersten jener Zeit — in seinen Veranstaltungen gewahr. Mehrere siegreiche Ausfälle, und eine darauf erfolgte große Stille im türkischen Lager gründeten die Hoffnung der Griechen, daß Mahomet von der belagerten Stadt unverrichteter Sache werde abziehen müßen. Aber leider! war die Hoffnung nur eine leere Täuschung, und jene Stille hatte ihren Grund in einem religiösen Fasten, mit welchem sich die türkische Armee auf einen allgemeinen Sturm vorbereitete. Der Befehl Mahomets bestimmte den 29. Mai 1453 zu dieser in der Geschichte merkwüdigen Eroberung. Die Mitternacht vor diesem blutigen Tage war so eben eingetreten als sich am heitern nächtlichen Himmel ein helles Licht sehen ließ, welches sich gegen die Stadt herab zu senken schien. Bei der zahlreichen Besetzung der Stadtmauer, welche ihre Wachsamkeit seit einigen Tagen verdoppelt

hatte, stärkte diese Erscheinung das Vertrauen auf den Beistand des Höchsten, und erfüllte ihre Herzen mit neuem Muth. Als aber das Licht wieder aufstieg, und in der Höhe über der Stadt verschwand, erhob sich auch der Muth der Türken. »Allah spricht durch dieß Zeichen, daß er die Stadt verlassen und uns übergeben will. Zu den Waffen; Allah ist mit uns!« — Und unter diesem wilden Geschrei entsprangen die vom Fanatismus angefeuerten Krieger ihren Zelten, und rüsteten sich zum blutigen Kampfe. Alle Trommeln und Hörner ertönten, und das Allahgeschrei der Menge, gleich dem Brausen des Meeres, erfüllte die Luft. Wohl hörten die Belagerten dieß Geschrei. Wohl sahen sie, als die umliegende Gegend von den Strahlen der Morgensonne erleuchtet wurde, die blutdurstigen Schaaren der Feinde zum allgemeinen Sturm heranziehen; aber ihren Herzen hatte jenes doppelt deutbare Meteor ebenfalls neuen Muth verliehen. Und dieses Muthes voll verließen sie jetzt die Mauern, um unter der Anführung des geliebten Justinians ihre Feinde im freien Felde zu empfangen. Mit dem festen Entschluße zu siegen oder zu sterben, reiheten sie sich dicht an einander, und die ersten herandringenden Kolonnen der Stürmenden empfanden die Wirkung dieses Entschlußes dermaßen, daß sich die Erschlagenen sehr bald zu Leichenhügeln aufthürmten. Und so wogte der Streit einige Stun-

den lang unentschieden hin und her. An mehreren Stellen wurden die Türken mit großem Verlurste abgetrieben. Den Belagerten wuchs durch diesen glücklichen Erfolg der Muth, und Mahomet begann nun allgemach an der Eroberung zu verzweifeln. Aber es war der Untergang des griechischen Reiches im Rathe der Vorsehung beschlossen; und so mußte ein an sich unbedeutend scheinender Vorfall dazu dienen, denselben zu beschleunigen. Johann Justinian wurde von einem Pfeile in die Seite getroffen, und er mußte, da er vor der Hand zum Gefechte wie zum weitern Befehle untüchtig war, in die Stadt zurückgebracht werden. Wie konnte man dieses aber wagen, ohne zu befürchten, daß die wüthenden Feinde zugleich mit eindringen möchten? Den hochverehrten Feldherrn wollte man aber auch nicht aufopfern: und so wurde nach langer Unentschlossenheit endlich die Thüre eines kleinen Zwingers geöffnet, um den Feldherrn, nebst mehrern andern Verwundeten, in die Stadt zu bringen. Aber eben dieser Zwinger befand sich an einem Punkte, welchem von den Belagerern hart zugesetzt wurde. Als daher jene Thür geöffnet war, und man die Verwundeten durch dieselbe in die Stadt gebracht hatte, machten die Türken so eben wieder einen heftigen Angriff auf die Christen, welche jene Thür vertheidigten, warfen diese zurück und drangen mit ihnen zugleich in die Stadt ein. Alles

floh nun, und suchte sich zu retten. Der Kaiser führte innerhalb der Mauer noch frische Truppen herbei, um dem einbrechenden Feindesschwarm einen Damm entgegenzusetzen, und ihn wo möglich wieder zur Pforte hinauszudrängen; aber Alles vergebens. Die feindliche Uebermacht war zu groß, als daß ihr hätte hinreichender Widerstand geleistet werden können. Die Griechen, welche hier ganz eigentlich pro aris et focis fochten, geriethen endlich in Unordnung, und es entstand ein solches entsetzliches Gedränge, so daß viele der Streitenden ihr Leben einbüßten, und unter diesen befand sich selbst der Kaiser Konstantin mit mehreren aus seiner Umgebung. Er wurde so zertreten, daß man ihn späterhin nur an den auf den Schuhen gestickten Reichsadlern wieder erkannte.

Nunmehr war Konstantinopel ganz verloren und seinen Eroberern Preis gegeben. Diese benahmen sich aber auch so echt türkisch, daß keine menschliche Seele es vermag, diesen Greul des Mordens und der Verwüstung der Wirklichkeit getreu zu schildern. Was einst die Christen unter Gottfried von Bouillon bei der Eroberung von Jerusalem an Grausamkeit gegen die Sarazenen verbrachen, vergalten die Türken am heutigen Tage hundertfach wieder. Nicht der schwache wehrlose Greis, nicht das zarte Kindesalter war vor dem

Säbel der wüthenden Barbaren sicher. Haufenweise lagen die Gemordeten auf den Straßen, so daß man die Todten dieses Tages auf 60,000 jedes Alters, geschätzt hat. Als man nun, um die Luft nicht von dem entsetzlichen Leichengeruch allzusehr verunreinigen zu lassen, die todten Körper häufig in das sogenannte Marmormeer warf, trat dieses endlich aus seinen Ufern, und wurde zum Blutmeer. Mahomet hatte seinem stürmenden Heere in der Stunde der Rüstung eine dreitägige Plünderung versprochen, und diese wurde von den Soldaten nach Eroberung der Stadt dermaßen benützt, daß man die Beute auf 12 Millionen schätzte. Man hat noch jetzt bei den Türken ein Sprichwort, welches sich auf diese Plünderung bezieht: »Er ist so reich, als wenn er Stambul habe erobern helfen,« — sagt man von einem Manne, dessen Reichthum man als recht groß beschreiben will. Doch wir wenden nun unsern Blick von diesem Schauplatze der schauderhaftesten Greuelthaten hinweg.

Die Politik gebot dem glücklichen Eroberer, den Besiegten die Ausübung ihres Gottesdienstes zu gestatten. Mahomet folgte staatsklug ihrer Stimme, und eine bestimmte Anzahl christlicher Kirchen verblieben ihrer Bestimmung. Der Gebrauch der Glocken wurde jedoch, als mit den Vorschriften des Korans unverträglich, den Chri-

sten genommen. Die über alle Beschreibung prächtige Sophienkirche wurde hingegen nebst mehreren der vornehmsten Christentempel in Dschamien umgewandelt. Und so ist es denn geblieben bis auf den heutigen Tag.

In jener Periode des Unterganges eines damals mächtigen Reiches lebte in Konstantinopel ein angesehener Staatsbeamter. Geliebt von Allen, die ihn kannten, verlebte der biedere Theophanes seine Tage in der Stille, getheilt zwischen den Pflichten seines Amtes und der Erziehung seiner beiden Söhne. Sie waren Zwillinge.

Die Geburt dieser Kinder hatte ihrer Mutter das Leben gekostet, und ihr Vater hatte, seiner zärtlich geliebten Gattin auch noch im Grabe getreu, trotz den vielen Gelegenheiten, keine andere Wahl treffen mögen. Der trauernde wendete daher seine ganze Neigung den beiden geliebten Söhnen zu. Sie wurden in häuslicher Stille erzogen, und schon früh lernten sie die Religion ihrer Väter als ihr höchstes Gut achten. Als die Türken vor Konstantinopel zogen, waren die beiden Brüder 12 Jahre alt, und ihr zarter Körperbau erlaubte ihnen nicht, mit den Waffen in der Hand für ihre Vaterstadt zu fechten; und nur Gebete waren es, was sie für das Beßte derselben darbringen konnten.

Als die Belagerung begann, ergriff auch der hochgesinnte Theophanes die Waffen, um bis zum letzten Athemzuge für ihre Vertheidigung zu streiten. Er überließ unterdessen seine Söhne der Obhut eines geprüften treuen Dieners, welcher auch zugleich in verschiedener Hinsicht ihr Lehrer war. Als jene Stille im Lager der Türken eintrat, ahnte es ihm, der mit den Sitten und Gebräuchen der Barbaren einiger Maßen bekannt war, daß diese einem thätigen Freinde so ungewöhnlich Ruhe, der Stille vor dem ausbrechenden Gewitter ähnlich sey; und er gab auch seine Besorgnisse darüber zu erkennen, fand aber wenig Gehör. Am Tage vor dem allgemeinen Sturm begab er sich ahnungsvoll nach seiner Wohnung, um seine geliebten Söhne noch ein Mal zu sehen und sie zu segnen. Als er nun bei anbrechender Nacht wieder nach seinem Posten, auf der Mauer, zurückkehren mußte, nahm er mit dem Gefühl eines Vaters, der seine geliebten Kinder zum letzten Mal sieht, Abschied von den beiden Knaben, und gab ihnen seinen Vatersegen.

Meine geliebten Söhne — sprach der Tieferschütterte, — die furchtbare Zeit nähert sich mit schnellen Schritten, wo wir, vielleicht für dieses ganze Leben von einander getrennt werden. Ich ahne, daß die Barbaren, welche unsere Stadt belagern, morgen einen allgemeinen Sturm unter=

nehmen. Sehr geschmolzen ist die Anzahl der Vertheidiger, und wir werden allem Anschein nach, der Uebermacht erliegen müssen. Was auch Gottes Wille über uns beschlossen haben möge, an meiner Tapferkeit und Treue gegen die geliebte Vaterstadt soll es nicht fehlen. Nur das Andenken an Euch, geliebte Kinder, wird mir meine letzte Stunde erschweren. Doch Gott waltet ja über uns. Er sey Euer Beschützer, wenn ich nicht mehr bei Euch bin. O vergeßt es nie, an seinen Geboten zu halten und gute Menschen zu seyn. Haltet über dem Glauben eurer Väter, und achtet selbst euer Leben nicht zu hoch, es für die anerkannte Wahrheit dahin zu geben. Man wird Euch von diesem Glauben abwendig machen, ja selbst mit Gewalt bekehren wollen. Folget ihnen nicht, und achtet selbst das Leben nicht zu theuer, es für die Religion dahin zu geben. Stärkt Euch dazu durch das Gebet, und wenn ihr vor einer offenen Kirche vorbeigeht, so unterlaßt nie, diese Gelegenheit zu einem andächtgen Gebete zu benutzen. Und so lebt denn wohl, meine geliebten Söhne! Gott sey mit Euch, und stehe Euch bei, wenn Ihr in Gefahr gerathet. O liebet ihn, und haltet seine Gebote. Du aber, alter ehrlicher Cyrillus, halte du aus bei meinen Kindern, so lange du lebst. Und so lebt wohl, lebt ewig wohl, Gott sey mit Euch Allen! — Nun stürzte er schnell fort, und begab sich auf seinen Posten.

Kaum war er ein Paar Stunden daselbst, als eben das, schon oben erwähnte, Meteor am Himmel heraufstieg, und auch Theophanes Seele mit neuem Muth und Vertrauen auf Gott erfüllte. Als nun am Morgen die Wuth des Kampfes sich entzündete, wälzte sich ein großer Haufen wüthender Türken heran, um die Mauer, an der Stelle, wo Theophanes befahl, anzugreifen. Die Griechen wehrten sich als Verzweifelte; und mehrere Mal wurden die Angreifenden mit Verlust zurück geworfen. So wogte der Streit lange unentschieden hin und her, als plötzlich das Geschrei erscholl: Wehe uns! die Feinde sind in die Stadt eingedrungen! — Allah! Allah! — brüllten die Türken, und mit erneuerter Wuth warfen sie sich auf die Vertheidiger. Eine von den ungeheuern Kanonenkugeln, welche an diesem Tage gegen die Mauer abgeschossen wurden, raubte dem Theophanes und mehrern seiner Kampfgenossen in einem Nu das Leben. Als der Befehlshaber gefallen war, entsank den übrigen, an dieser Stelle streitenden, Griechen der Muth; sie flohen, und wurden im Fliehen von den nachsetzenden Feinden sämmtlich niedergesäbelt.

Als endlich die Türken der Stadt völlig Meister waren, und sich in den Straßen zur Plünderung vertheilten, kam auch ein türkischer Offizier mit einigen seiner Soldaten vor Theophanes Haus.

Die Thür desselben war fest verschlossen; und da man sie auf das oft wiederholte Anpochen der Türken nicht öffnete, so wurde sie endlich gesprengt, und das Haus geplündert. Bei dieser Durchsuchung fand man denn nun auch den versteckten Cyrillus, nebst beiden Knaben. Die Wuth der Plünderer hatte sich durch das Verschließen der Thüre erhöht; und da der Alte sein Leben durch die Anzeige von vergrabenen Schätzen nicht zu retten vermochte; so wurde er von den wüthenden Barbaren niedergehauen. Die beiden Knaben schützte nur ihre Jugend und schöne Körpergestalt vor einem ähnlichen Schicksale. Mahomet — dies war der Name des türkischen Befehlshabers — nahm nun Besitz von dem eroberten Hause, und machte die beiden Brüder zu seinen Sklaven, ohne ihnen jedoch mit Härte zu begegnen. Als endlich wieder Ruhe und Ordnung an die Stelle der zeitherigen Schreckensscenen trat, und die Eroberer sich ihres neuen Besitzthums freueten, machte auch Mahomet verschiedene gute Anstalten in seinem erworbenen Hause. Er war einer von des Sultans besten Befehlshabern, obgleich nicht vom höchsten Range. Sein Herr schätzte ihn wegen seiner Verdienste. Und da er jetzt durch die Folgen verschiedener Wunden zum angestrengten Dienste, wie ihn der nimmersatte Eroberer verlangte, allgemach untüchtig zu werden begann: so erhielt er die gebetene Erlassung leicht, und des Sultan's

Gnade fügte dieser noch eine nahmhafte Geldsumme, nebst einem, in der Nähe der Stadt gelegenen Landgute hinzu. Jetzt, da Mahomet auf eine ruhige Zukunft sichere Rechnung machen konnte, erweiterte er nicht nur die vorher in seinem Hause getroffenen Verschönerungsanstalten; sondern er legte auch bei seinem Landgute eine Ziegelfabrik an, deren Ertrag sein Vermögen beträchtlich vermehrte. Er holte aus Natolien sein Weib ab, und der ehemalige wilde Krieger gewann an dem ruhigen bürgerlichen Leben immer mehr Geschmack, und lebte nun, man kann wohl sagen, zufrieden. In diesem glücklichen Einerlei verflossen einige Jahre, und die sonst so ungewohnte Ruhe gab dem Gemüthe des guten Mahomet's eine unverhoffte Richtung. Er war seinen Sklaven ein gütiger Herr, und die schöne Lehre des Korans, daß Allah nur denen gnädig ist, welche an ihren Mitmenschen Barmherzigkeit üben, war ihm über Alles theuer; besonders aber waren die beiden Söhne des Theophanes, Leo und Isidor, seine Lieblinge, und nur die Bedienung ihres Herrn war, nebst der Erhaltung der Ordnung im Hause, ihr Geschäft. Oft, wenn er die beiden Jünglinge betrachtete, schmerzte es den gutmüthigen Moslam, daß sie nach den Grundsätzen seines Glaubens keine Ansprüche auf die Freuden des Paradieses haben konnten, und er beschloß sie nach der Vorschrift des großen Phropheten, die Gaurs zu

der Pforte des Himmels selbst mit Gewalt zu führen, zum Islamismus zu bekehren. Dieses war aber nicht leicht: denn die beiden Brüder waren in der Religion ihrer Väter gründlich unterrichtet. Mahomet's Versuche scheiterten daher alle und seine Vorstellungen wurden bescheiden aber ernst ..antwortet. Jetzt nahm er aber einen gewand..., und in den Künsten der Ueberredung erfahrnen, Iman zu Hülfe, welcher denn alles Mögliche anwendete, um sein Ziel zu erreichen. Als aber auch dieser die beiden Brüder nicht zu überzeugen vermochte: so riß ein übel verstandener Religionseifer den sonst so duldsamen gütmüthigen Mahomet zu Drohungen hin. Aber auch diese fruchteten anfänglich nichts. Als jedoch, durch diesen Widerstand erbittert, die beiden Bekehrer immer dringender wurden, mit Wuth von der Verachtung des großen Propheten sprachen, und die darauf gesetzte Strafe des Todes am Spieße den beiden Jünglingen deutlich vor Augen stellten; als diese selbst hart gefesselt in ein dunkles Gewölbe gesperrt wurden, und nun der schauderhaftesten aller Todesarten als gewiß entgegen sahen: da begann Isidor zu wanken, und nach einigen darauf folgenden Verheißungen von Ehre und Glück, welche er sich in diesem Falle zu eigen machen werde, erklärte er endlich nach dem Willen seines Herrn sich zu bequemen, und zum Islamismus übertreten zu wollen. Diese Erklärung

that er in Gegenwart seines Bruders. Dieser war tief betrübt darüber, und verwies ihm seinen Wankelmuth in Mahomet's Beiseyn mit harten Worten. Er erinnerte ihn an das Versprechen, das sie ihrem sie segnenden Vater gethan hatten; als sie ihn zum letztenmale sahen. — »Hast du dieses schon vergessen? Unglücklicher! — rief er voll Unwillen aus — Erinnerst du dich nicht mehr, was unser edler Vater sprach, als er uns seinen Segen gab, und dann hingieng um den schönen Tod für Vaterland und Glauben zu sterben. Laß uns ihm folgen, und lieber schmerzvoll enden, als den Glauben unserer Väter verläugnen. Nehmen sie uns den Leib, was vermögen sie über die Seele? Und was ist der kurze Schmerz gegen die ewige Freude, die unserer erwartet? — Pfui! Isidor, schäme dich deines Kleinmuths. Lieber laß uns unter den fürchterlichen Martern sterben als Renegaten werden. Denke doch an Cyrillus Ende und seine letzten Worte! —

Mahomet knirrschte mit den Zähnen, und befahl den Hartnäckigen wieder abzuführen, die martervollste Todesart werde der Lohn seiner Verwegenheit seyn. Und es geschah, wie er befohlen hatte. Muthig trat der standhafte Leo wieder in sein einsames Gefängniß. Hier warf er sich auf sein Knie zum Gebete nieder. Er hob die gefesselten Hände auf zum ewigen Lenker aller

Dinge, und flehte um fernern Muth und Standhaftigkeit selbst in der Stunde des Todes. Aber auch um Vergebung für den Schwachen bat der gute Bruder, und beruhigt, aber voll des festesten Entschlusses, lieber das Leben, als die christliche Religion zu lassen, legte er sich endlich ermattet auf die feuchte Erde und entschlief.

Die Wuth Mahomets war noch dann entsetzsetzlich, als man den kühnen Leo schon entfernt hatte. Doch Isidor warf sich ihm zu Füßen, und bat so flehentlich für den geliebten Bruder, machte sogar die Begnadigung desselben zur Bedingung des verheißnen Uebertritts, und flehte so innig, daß der Grimm sich endlich legte. Leo hatte jedoch den Propheten durch seine harten Worte beleidiget, und das war dem fanatischen Türken genug. Die Ehre Mahomets mußte gerettet werden, und der Verwegene sterben: so verlangte es die Ansicht dieser Irrigen; nur sollte sein Tod in Geheim erfolgen. Er reichte daher dem Flehenden verstellt die Hand, und versprach ihm die Verzeihung für den Bruder. Und in der That wurden diesem am andern Tag die Ketten abgenommen; nur sollte er das Angesicht seines Herrn eine Zeit lang meiden.

In Mahomets Seele entspann sich jetzt ein anderer Plan. Sterben sollte der Verwegene

zwar, der es wagte, die Glückseligkeiten zu verschmähen, die ihm die Lehre des großen Propheten darböte; da aber Isidor die Begnadigung des geliebten Bruders erbeten hatte, so mußte sein Tod auf eine Art erfolgen, die dem gefälligen Isidor ein Geheimniß blieb, weil er sonst von seinem gefaßten Entschluß hätte wieder abgehen können. Zur vorbereitenden Ausführung dieses Planes wurde der standhafte Leo von seinem Bruder möglichst entfernt gehalten, und zu Arbeiten in einem andern Garten gebraucht.

Wir wissen bereits, daß Mahomet in der Nähe von Konstantinopel eine Ziegelfabrik angelegt hatte, und diese wegen der vielen Beuten, welche durch die bei der Eroberung statt gefundenen Verwüstungen nothwendig geworden waren, lebhaft betreiben ließ. Hamid, ein gigantischer Türke war der Aufseher dieser Anstalt. Mahomet ritt hinaus, und ließ ihn rufen.

Wann läßt du die Brennöfen heitzen? Hamid!

Uebermorgen, mein Gebieter, wird ein Brand angezündet.

Wohl ich werde dir einen Sklaven senden, mit der Anfrage: ob mein Befehl vollzogen

worden sey. Diesen ergreifst du und schleuderst ihn in den glühenden Ofen hinab. Es ist ein Bösewicht, eine Schlange, die ich mir im Busen erzog. Wichtige Gründe bestimmen mich, ihn einen geheimen und schnellen Tod sterben zu lassen. Deswegen magst du zuvor alle am Ofen arbeitenden Sklaven entfernen, und ihn nicht eher zu demselben führen, bis du dich überzeugt hältst, daß sein Tod sogleich erfolgen werde.

Herr dein Befehl ist meine Richtschnur!

Als am bestimmten Tage der Morgensonne goldene Strahlen die hohen Minarets erleuchteten, ließ Mahomet den ihm jetzt sehr verhaßten Leo zu sich rufen, und gab ihm mit verstellter Freundlichkeit den uns schon bekannten Auftrag. Schwer wurde es dem sonst so offenen Mahomet, sein von Wuth glühendes Innere unter dieser Maske zu verbergen; und nur der Gedanke an die geschändete Ehre des Propheten verlieh ihm hinreichende Kraft dazu. Leo entfernte sich ehrerbiethig und verfolgte mit Schnelle seinen Weg. Schon konnte er das Thor erblicken; da riefen die frommen Priester einer nahe liegenden griechischen Kirche durch die Schellenstäbe, welche ihnen anstatt der verbotenen Glocken dienen, die Christen zur Morgenandacht. Leo war durch den Uebertritt seines Bruders zum Islamismus, dessen

Bekenner in den Augen der Griechen sammt und sonders Kinder des Teufels waren, tief gebeugt worden. Ihm stellte sich eben als die Töne der Schellenstäbe erklangen, des Vaters Gebot, jede geöffnete Kirche als eine Gelegenheit zum Gebet anzusehen, lebhaft vor das Gemüth. Er trat daher voll Glaubens in den geöffneten Tempel, und warf sich, von wahrer Andacht ganz erfüllt an den Stufen des Altars zum Gebete nieder, und aus seiner tief bewegten Seele stiegen die frommen Wünsche für des verblendeten Bruders Seelenheil zum Ewigen empor. Sein Herz erhob sich in dem festen Glauben, daß der, dem nichts unmöglich ist, wohl Alles noch zum Beßten lenken könne, und hoher Muth und Vertrauen erfüllte seine Brust.

Jetzt begann der Morgengesang der Priester, und nun bestieg ein ehrwürdiger Greis den Lehrstuhl. Er sprach von der heiligen Pflicht der Christen, auch in den Tagen der Trübsal den Glauben an Gott und den Erlöser fest zu halten und denselben um keinen Preis fallen zu lassen.

Leo war ganz Ohr; die Worte dieses guten und frommen Lehrers schlugen in seinem Herzen feste Wurzel, und er empfieng am Schluß der salbungsvollen Rede, mit den übrigen Anwesenden, den Segen des ehrwürdigen Greises.

Durch diesen Aufenthalt in der Kirche waren aber zwei Stunden verflossen, und Leo eilte nun was er konnte, nach seinem Bestimmungsorte, um sich seines aufgetragenen Geschäfts zu entledigen.

Kaum war Leo eine Stunde lang vom Hause seines Herrn entfernt, als diesen ein sonderbares namenloses Gefühl durchdrang. Er hielt das was eigentlich Gewissensangst war, für den Trieb der Ungeduld, die beleidigte Ehre des Propheten und seiner Lehre gerächt zu sehen. Jetzt konnte der Zeit nach sein grausamer Befehl vollzogen seyn, und er rief nach einem Diener, um sich davon zu überzeugen. Es war aber eben weiter keiner in der Nähe, als Isidor. Dieser wurde daher zu der uns schon bekannten Sendung gebraucht. Er sollte eilen, so wollte es Mahomet und bei Hamid anfragen, ob des Herrn Befehl vollzogen worden sey? Isidor eilte nun in der größten Geschwindigkeit nach der Ziegelfabrik, und fand, als er dahin kam, die Arbeiter mit dem geheizten Ofen beschäftiget. Ihr müßt Euch noch eine halbe Stunde gedulden, antwortete Hamid mit teuflischer Schadenfreude, und trieb die Arbeiter an, den höchsten Grad der Hitze zu beschleunigen. Als dieser nun vorhanden war, führte Hamid sein Schlachtopfer auf einen erhobenen Ort, unweit der Mündung des Ofens,

um ihm die Erfüllung des erhaltenen Befehles zu zeigen. Neugierig, und von dem noch nie gesehenen Schauspiele angezogen, näherte sich Isidor der Mündung so weit, als es die Hitze gestatten wollte. Plötzlich ergriffen ihn seines Henkers herkulische Fäuste, und schleuderten ihn ungeachtet seiner verzweifelten Gegenwehr in die Flammen hinab, wo er nach einem kaum augenblicklichen Angstgeschrei sein Leben endigte.

Kaum war nach dieser Schauderszene eine Stunde verflossen, als der in der Kirche sich verspätete Leo zu Hamid trat, und seines Herren Auftrag sich entledigte. Sag unserm Herrn, — war die Antwort des Aufsehers — ich hätte seinen Befehl also befolgt, als es einem treuen Knechte gebührt. Und ob sich der Gaur gleich mit Riesenkraft gewehrt, so sey er dennoch in die Flammen hinabgeflogen, und nun schon längst in Asche und Staub verwandelt. Traurig und von der Ahnung des schrecklichsten erfüllt, gieng Leo nach der Stadt zurück, und wollte seinem Herrn es treulich berichten, was er von Hamid gehört hatte. Aber wer schildert uns Mahomets Entsetzen, als jener vor ihn trat, und seinen Bericht begann. Einer Bildsäule gleich stand er, und Leo wollte sich nun entschuldigen, daß er seinen Auftrag durch den Kirchengang etwas verspätet habe.

*

O Allah; Allah! Du bist groß! Du bist aber auch gerecht, und strafst den Wankelmuth, wie er es verdient. Den ich tödten wollte, hast du erhalten, und getödtet den, der dich o großer Prophet der Christen verläugnen wollte. O Allah! Allah! erbarme dich mein! Verschone mich mit deinem Zorn! — So rief Mahomet in der tiefsten Erschütterung aus. Dann wandte er sich von dem staunenden Jünglinge, und häufige Thränen feuchteten seinen Bart.

Man sah von diesem Tage an eine seltene Thätigkeit an diesem Manne. Oft gieng er schon am frühen Morgen aus, und kam erst am späten Abend wieder heim. Er vermied es möglichst, Leo zu sehen. Nach einigen Tagen erschien ein ansehnlicher Türke in Mahomets Hause, welcher dasselbe, und dann auch die Ziegelfabrik in Augenschein nahm, und mit dem zeitherigen Eigenthümer einen Handel darüber abschloß. Jetzt ließ Mahomet alle seine Sklaven vor sich kommen, und machte ihnen bekannt, daß er einen Seezug unternehmen wolle. Die meisten derselben waren Genueser und mit dem Schiffsdienste vertraut. Alle waren bereit ihrem gütigen Herrn bei diesem Zuge zu folgen, und es war allerdings sonderbar, daß sich außer Mahomet kein einziger Türke unter dem Schiffsvolke befand.

Der Tag der Abfahrt erschien, und alle giengen an Bord. Selbst Mahomets geliebte Fatme blieb nicht zurück. Ein günstiger Wind schwellte die Segel und unter dem Donner der Kanonen verließen sie den Hafen. Mahomet und Leo standen in Nachdenken versunken auf dem Verdeck. Ganz verschieden waren jedoch ihre Betrachtungen. Mahomet dachte an die Geschichte mit dem abtrünnigen Isidor. Der Tod desselben erschien ihm als ein Fingerzeig Gottes, und der Entschluß, zu der Religion der Christen sich zu bekennen, stärkte sich immer mehr in seiner Seele. Leo nahm thränend Abschied von der geliebten Vaterstadt; denn eine geheime Ahnung sagte es ihm, daß er dieselbe nie wieder sehen werde. Als nun das Schiff sonder Gefahr den Archipelagus durchschnitten hatte, jetzt in das adriatische Meer einlief, und Venedigs stolze Thürme sich schon in blauer Ferne zeigten; versammelte Mahomet sein ganzes Schiffsvolk auf dem Verdeck, erzählte ihnen den Vorgang mit Isidor, umarmte weinend den beständigen Leo, und erklärte feierlich, daß er sich nebst seinem Weibe zum christlichen Glauben bekennen, und in Venedig taufen lassen werde. Allen seinen Sklaven schenkte er die Freiheit, und die Luft erfüllte sich von ihrem Jauchzen. Da nun das Schiff endlich die Stadt erreicht hatte, und die gehörigen Vorkehrungen getroffen waren schifften sich alle aus. Nach wenig Wo=

chen wurde Mahomet nebst seinem Weibe unter vielen Feierlichkeiten von dem ehrwürdigen Patriarchen Venedigs getauft. Er zog später auf das feste Land von Italien, und lebte in ruhiger Stille auf einem Landgute unweit Verona. Leo aber, von dem kinderlosen Mahomet adoptirt, diente der Republik mit großem Eifer zur See. Er stieg bald empor, und wurde nun einer der schrecklichsten und bittersten Feinde der Türken, als den Eroberern und Verwüstern seines Vaterlandes. Noch am späten Abende seines Lebens schlug er sich mit einer Eskadre von 6 Galeeren, gegen mehr als noch einmal so viel türkische Schiffe. Vier der größten feindlichen Gallionen hatten sein Hauptschiff umzingelt, wo er selbst als Admiral kommandirte. Es wurde nach einer furchtbaren Gegenwehr von beiden Seiten überstiegen. Fast die ganze Besatzung war todt, sehr wenige nur verwundet, niemand gefangen, denn die Wuth war von beiden Seiten unbeschreiblich. Da schleppte sich der schwer verwundete Leo mit der brennenden Lunte nach der Pulverkammer. Das Schiff flog auf, und alle fanden ihr Grab im Meere.

Weber.

V.

Das Brückengespenst.

Im Gasthofe einer kleinen Stadt erhielt noch vor Kurzem der Fremde, der dort einkehrte, und gegen Einbruch der Nacht abzureisen gedachte, vom Wirthe den wohlgemeinten Rath, lieber bei ihm zu übernachten, und mit dem Morgen den Weg fortzusetzen. Etwa eine halbe Meile von der Stadt sey eine Brücke zu passiren, vor der ein Geist mit ausgestrecktem Arme Wacht hielt, und sobald es dunkel würde, niemand vorbei ließe.

Die Sache konnte vom Wirthe, der seinen Vortheil berechnete, erfunden seyn. Allein er gab gutmüthig, und ohne dringend zu werden, bloß die Notiz und versicherte, jeder der die Warnung außer Acht ließ und abfuhr oder abritt, sey immer zurückgekehrt. Dem Muthigen, der dennoch abgieng, versprach er lächelnd sich zur Wiederaufnahme seiner Person bereit zu halten. —

Der Mann sprach die Wahrheit. Wenn es einer wagte, so kehrte er zurück. Die Berichte

der spuckhaften Erscheinung waren nun so ausgebreitet, daß es schon zur Gewohnheit geworden war, man übernachtete im Gasthofe. Reisende die nähere Erkundigung einzogen, bekamen die Bestättigung von Leuten, die den Schrecken gehabt hatten. Mancher verwarf wohl diese mährchenhafte Sage, sprach von Täuschung, aber es hatte dann doch keine Eil mit ihm, und er blieb aus andern Gründen.

So kam das Brückengespenst in ziemlichen Ruf.

Eines Abends kehrte hier ein stattlicher Reitknecht ein, den sein Herr in einem dringenden Geschäft des Weges sandte. Er erfrischte seinen Gaul und sich, und wollte dann wieder fort, die Nacht durchreiten, um Morgens, wie alles berechnet war, an Ort und Stelle zu seyn. Wie allen Uebrigen wurde auch ihm der gute Rath ertheilt, und mit einer gebührenden Anzahl von Erzählungen kräftig gemacht.

Kinderpossen! rief er; ich bin keine Memme. Mein Herr sendet mich; ich bin in meinem Berufe, und in dem soll mich keine Geistergewalt stören. —

Ich bin auch keine feige Memme, brach ein rüstiger Mann aus, der in der Gaststube saß.

Vor acht Tagen sprach ich eben so, und wollte probiren, aber so wahr ich lebe, ich kam nicht hinüber; wag's nicht noch einmal. Jetzt muß ich zugeben; es giebt viele Dinge in der Welt, die man sich nicht erklären kann.

Der Reitknecht ließ sich nicht irre machen. Und ich will doch hinüber, rief er keck, und schwang sich auf sein Roß, indem man ihm in halben Hohne zusagte: man wolle versammelt bleiben, um ihn wieder zu erwarten.

Die Nacht war still und sternenklar, die Geisterstunde war nicht mehr fern und die tiefste Stille herrschte umher: da kam er der bezeichneten Brücke nah, und merkte, daß es die rechte war — durch das Bäumen und Schnauben seines Rosses. Auch sah er selbst durch das Dunkel eine weißliche Gestalt dämmern, aber in dem Glauben, daß sein Beruf sein Schutz sey, blieb er unerschrocken und fest entschlossen, sich durch nichts zurückscheuchen zu lassen.

Aber wirklich gehörte viel dazu.

Er spornte sein Pferd an; er ritt etwas zurück um in raschem Ansatz hinüberzusprengen, aber, immer Meister seines Rosses, trotz Hektorn, war es diesmal sein Herr. Jetzt stieg er

ab, um es hinüber zu ziehen. Auch das gelang nicht. Nach langem Kampfe verzweifelte er fast hinüber zu kommen, obgleich seine Furcht während seiner Arbeit noch mehr abgenommen hatte. Warum alle zurückgekehrt waren, das begriff er nun wohl, doch sich selbst dem Spotte darzubieten, sich Kinderpossen, feige Memme, entgegenrufen zu lassen, dazu hatte er keine Lust. Und mehr noch als dies: er wollte heraus haben, was es sey. —

Ein kräftiger Wille vermag alles, ja selbst den Verstand macht er verständiger; wer nur nicht abläßt, dem entdeckt sich zuletzt ein Mittel, was ihn aus seiner Noth reißt. So erwachte mit einmal die ganze Reiterweisheit unsers Rossetummlers; er ritt zurück, brachte dem Gaule die groteske Gestalt aus dem Gehirn, und wandte ihn dann, ehe er noch etwas wieder von der Brücke und ihrer Macht gewahr ward, um und leitete ihn rückwärts hinüber, geradezu auf den gräßlichen Unhold — dessen furchtbaren Riesenarm er nun, ohne daß er Widerstand that, ergriff.

Was fand er? — O wie schaal! wie ärgerlich für die Phantasie, die so ungern das Wunderbare in Dunst zergehen sieht, endet auch diese Gespenstergeschichte, die so viel versprechend anhob! — eine alte, abgestorbene Weide fand er

mit einem langen abgeschälten Zweige, gebleicht wie die Knochen auf einer Schädelstätte, der von ihr armmäßig ausgieng. Am Tage ward sie nicht bemerkt und konnte nicht schrecken; am Tage ward nichts untersucht, denn Geister nehmen ja ihre Posten nur bei Nacht ein, und am Abend: da fällt alle Schuld auf die Rosse, denen mans nicht übel nehmen kann, daß sie nicht verständiger waren. Nur die Reiter oder Wagenlenker hätten ihnen nicht glauben, hätten mehr Muth, oder mehr Klugheit haben sollen.

Bei seiner Rückkehr, wo unser muthiger und kluger Reiter denselben Weg nahm, gab er die Aufklärung über diese Erscheinung, ob sie aber der Gastwirth mag für sich behalten haben, steht dahin. So könnte es dennoch wohl seyn, daß das Brückengespenst zum Besten des Wirthshauses noch heut zu Tage schreckt.

Seemann.

VI.

Auch der Arme und Geringe kann uns oft große Dienste thun.

In einem kleinen Städtchen des sächsischen Erzgebirges lebte unlängst ein armer Schuhmacher, der mit seiner Hände Arbeit eine Frau und sechs Kinder ernähren mußte. Eine langwierige Krankheit der erstern hatte ihn so herabgebracht, daß er kaum mehr den nöthigen Ledervorrath einkaufen konnte. In dieser Noth wendete er sich an einen reichen Mann seiner Vaterstadt, der ihm zuweilen alte Stiefeln zum Ausbessern geschickt hatte, und bat ihn um einigen Geldvorschuß. Er hatte seine Lage so rührend, und seine Noth so dringend geschildert, daß Herr Hartmann, der sonst eben nicht das weichste Herz besaß, dennoch gerührt schien und dem armen Mann seine Bitte bewilligen wollte. Herr Hartmann handelte aber hiebei nicht nach echten Grundsätzen der Menschenliebe, sondern mehr aus Stolz und Sucht zu glänzen. Der Erfolg bewies dieß nur zu deutlich. Denn schon eben griff er in seinen Geldbeutel, um dem armen Schuhmacher

einige Thaler auszuzahlen, als dieser durch ein paar unvorsichtige Worte seine ganze Sache verdarb, und das Mitleid des reichen Mannes in Härte und sogar in Grobheit verwandelte.

Der arme Schuhmacher hatte nämlich, indem Herr Hartmann im Begriffe war, ihm das Geld zu geben, gesagt: wenn ich jemals in meinem Leben Ihnen einen Dienst leisten kann, so werde ich es mit dem größten Vergnügen thun. Diese gutmüthige Aeußerung nahm der reiche Mann so übel auf, daß er vor Unwillen im Gesichte glühend roth wurde, und den Schuhmacher mit den Worten anfuhr: ei, was Dienst leisten — er kann mir in seinem Leben keinen Dienst leisten. Wollte ich darauf bauen, so dürfte ich ihm keinen Heller borgen.

Aber, lieber Herr! entgegnete Meister Wolfgang, so hieß der Schuhmacher, man weiß ja manchmal nicht, wie sichs im Leben fügt. Es kann ja wohl auch der Arme und Geringe dem Reichen und Vornehmen einen großen Dienst thun. Ich habe, fuhr er fort, einmal gelesen, daß ein armer Sklave seinen Herrn sogar vom Tode gerettet, indem er sich statt seiner in das Bett gelegt, und von den Soldaten, welche ihn für den Herrn hielten, niedergehauen wurde. Das war doch wahrhaftig ein großer Liebesdienst.

Laß er das alberne Geschwätz — fuhr Herr Hartmann von neuem auf den armen Schuhmacher ein. — ich kann es nicht hören, wenn Bettelgesindel in einem solchen Tone spricht. —

Ich hoffe doch nicht, lieber Herr Hartmann daß Sie mich unter das Bettelgesindel zählen werden!

Nun, er verlangt doch nicht etwa, daß ich ihn unter die Grafen oder Fürsten zählen soll? Er ist mir ein sonderbarer Mann, mit dem ich nichts weiter zu schaffen haben will. Und so strich Herr Hartmann sein Geld wieder ein und hieß Meister Wolfgangen seine Wege gehen.

Der arme Schuhmacher war höchst bestürzt, bat seinen Patron wehmüthig um Vergebung, schilderte ihm nochmals die Noth der Seinigen auf das Beweglichste. Aber nichts konnte das Herz Hartmanns rühren. Der Schuhmacher schlich sich traurig von ihm fort, und wagte es kaum, auf der Straße ein Auge aufzuschlagen. Es schien ihm jetzt, als läsen alle, die ihm begegneten, seine Demüthigung auf seinem Gesichte.

Er war so tief in sein trauriges Schicksal mit seinen Gedanken versenkt, daß er die Stimme

des alten abgedankten Hollmann, der als Invalid mit einem Arm herumgieng, und den treuherzigen Gruß desselben überhört hatte. Der alte Husar — dieß war Hollmann gewesen — hatte endlich unsern Meister durch einen kleinen Schlag mit seinem Krückenstocke, von seinem Daseyn Nachricht gegeben, und fragte nun unter nochmaligem Gruße und traulichem Handschlage: wie es gehe?

O schlecht, schlecht! antwortete Wolfgang. Ich habe großen schweren Kummer, und wenn mich Gott nicht bald davon befreit, so bin ich und die Meinigen verloren, ohne Rettung verloren!!

Ei! ei! Meister Wolfgang, sprech' er doch nicht so wunderlich. Wer wird denn gleich verzweifeln. Laß er sich vom Unglück nur nicht übermeistern, sondern geh er ihm, wie dem Feinde, frisch zu Leibe, und er besiegt es, so wahr ich Peter Hollmann heiße. Seh' er einmal hier die Narbe an meinem Kopfe (er nahm die Mütze ab), man kann ja noch einen Daumen hineinlegen. Nun sieht er — wie ich den Hieb kriegte, da wußte ich nicht mehr, ob ich im Himmel oder auf der Erde war. Mein Kopf war so zu sagen, in zwei Hälften getheilt und einen Arm hatte ich auch schon weniger, als andere Menschen. — Herr! da war das Lachen theuer! das warme Blut rann

mir von der Stirne, wie der Regen von einer Dachrinne. — Damals hätte er mich nach meinem Vor- und Zunamen fragen können, — und er hätte umsonst gefragt.

Ich glaube ihm das wohl, antwortete Wolfgang wehmüthig lächelnd, ich wollte ja auch gern sterben — ja der Tod wäre mir ein willkommner Freund. —

Was schwatzt er da, Meister Wolfgang, rief Hollmann halb zornig. Ein ehrlicher Kerl darf nicht verzweifeln, so lang noch Korn wächst und Wasser quillt. —

Aber, wenn man nun kein Korn kaufen kann, versetzte der Schuhmacher — so ist das immer ein elender Trost.

Kein elender Trost, Meister Wolfgang! Es giebt noch Menschen in der Welt, die helfen können. —

Ja wohl, ja wohl, sagte Wolfgang hitzig: helfen können — aber, am Wollen fehlts, sag' ich ihm — am Wollen. Ich habs so eben erfahren.

Freilich sind die meisten Menschen, erwiederte der alte Husar, etwas hartherig, wenn es dar-

auf ankömmt, einem andern aus der Noth zu helfen. Glaub er nur, ich weiß davon auch ein Lied zu singen. Aber man muß darum nicht den Glauben an alle verlieren. Auch können's ihm ja die Menschen nicht an den Augen absehen wo ihn der Schuh drückt. Schweigt er still — ja freilich, dann kann er verhungern und Niemand fragt darnach.

Freund Hollman! antwortete der Schuhmacher. Zum Betteln bin ich nicht geboren, und wie mirs mit dem Borgen geht, das habe ich so eben erfahren, und wenn er will, so soll ers auch erfahren.

Erzähl er frisch los darauf, sagte der Invalid — das erleichtert ihm sein Herz — und ists nur erst vom Herzen weg — dann haben wir schon halb gewonnen.

Der Schuhmacher fieng nun an ziemlich ausführlich zu erzählen, was wir bereits wissen, und der lustige aber dabei sehr gutherzige Invalide hörte geduldig zu. Endlich, wie die Erzählung aus war — schüttelte er den Kopf, murmelte einige unverständliche Worte, welche allerdings kein Kompliment für Herrn Hartmann waren, in den Bart, — drückte dann gutmüthig des armen Schuhmachers Hand: und sagte; Freund! ihm

hat der reiche Mann, Gott verzeih's ihm, übel mitgespielt — hätte er mir die Reden gegeben — ja! ich wollte ihm schon geantwortet haben! — Aber, Meister! laß er das nur gut seyn. Der Himmel verläßt keinen ehrlichen Mann, der das Seinige thut. Geh' er jetzt ruhig nach Hause, lege er sein Gesicht in so heitere Falten, als er nur kann, und mache er seine Frau und Kinder durch Lamentiren nicht noch trauriger als sie schon sind. — Verspreche er mir das.

Der Schuhmacher reichte dem Invaliden die Hand mit wehmüthigem Blicke! dieser schüttelte sie treuherzig, gieng davon und rief noch aus der Ferne: auf Wiedersehen, Meister!

Der tröstliche Ausspruch des heitern Invaliden war nicht ganz vergeblich gewesen. Der Schuhmacher kam mit einem heiterern Gesicht nach Haus, als es der Fall ohne diese Zusammenkunft gewesen seyn würde. Er dachte, vielleicht öffnet dir Gott eine Hülfsquelle, ehe du es glaubst und an einem Orte, wo du es nicht vermutheteſt. Sein Glaube betrog ihn diesmal nicht.

Ungefähr nach einer halben Stunde hörte er an seiner Thüre klopfen. Er rief: Herein! und siehe da, der ehrliche Hollmann war es, wie er leibte und lebte.

Grüß ihn Gott! Meister Wolfgang, sprach Hollmann, wie stehts?

Hätt' ich ihn doch nicht so bald bei mir erwartet, erwiederte der Schuhmacher.

Sieht er, ich mache es wenigstens nicht, wie die falschen Freunde, die zur Zeit der Noth keine Zeit zum Besuchgeben haben.

Er ist ein braver Mann, das weiß ich wohl. Sey er mir recht herzlich willkommen: wir wollen ein Stündchen miteinander verplaudern, das vertreibt mir die Grillen.

Wohl gesprochen, erwiederte der Invalid. Ich sehe denn doch, daß mein guter Rath an ihm nicht verloren gegangen ist. Das freut mich recht sehr. Nun! es wird noch recht gut werden. Ich habe ihm hier noch einen bessern Rath mitgebracht.

Bei diesen Worten zog der alte Husar, zum Erstaunen des Schuhmachers, einen ledernen Geldbeutel hervor, öffnete ihn bedächtig, und schüttete zwanzig harte Thaler, den Inhalt desselben, auf den Tisch hin.

Was soll das heißen, Freund Hollmann, sprach Wolfgang ganz bestürzt.

Laß er sich erzählen, Meister! versetzte der Invalid. Ich habe dieses Sümmchen hier mit saurer Mühe in vielen Jahren zusammengebracht, und als einen Nothpfennig für mich aufgespart. Da fiel mir nun ein, daß ihm vor der Hand dieß Geld auf einmal aus seiner Noth helfen könnte, und ich bedachte mich nicht lange, was ich thun sollte. —

Der Schuhmacher weinte Freudenthränen, umarmte den Invaliden mehr als zehnmal, wollte erst nur den dritten Theil, dann die Hälfte als Darlehen annehmen; allein der alte Kriegsmann sagte halb zornig: Meister! man muß nichts halb thun! Sieht er, wenn wir sonst auf den Feind losgiengen und blänkelten nur mit ihm, so war das so gut als nichts, er setzte sich wieder, und wir bekamen hinterher erst Schläge. Das Ding merkte ich mir, und wenn ich hernach den Feind zu Gesicht bekam, so gab ich ihm gleich soviel, daß er mich zufrieden lassen mußte; und habe dies Mittelchen auch in allen andern Dingen probat gefunden.

Meister Wolfgang strich nun den, für ihn so großen Schatz unter tausend Danksagungen ein, versprach sein Möglichstes zu thun, um durch Arbeitsamkeit soviel vor sich zu bringen, daß er das Darlehen, und wenn auch nur in kleinen

Terminen, wieder bezahlen könnte, und hielt redlich Wort.

Er kaufte vor allen Dingen einen kleinen Ledervorrath ein, arbeitete Tag und Nacht, und es schien wirklich, als ob auf dem kleinen Kapitale des Invaliden, ein rechter Segen ruhe. In einigen Jahren war er so weit, daß er die Messe mit einem guten Vorrathe von Schuhen und Stiefeln besuchte, und bei dieser Gelegenheit gewöhnlich einen für ihn vortheilhaften Ledereinkauf machte.

Um auf dergleichen Reisen soviel als möglich zu sparen, gieng Wolfgang bis spät in die Nacht zu Fuße, kehrte wenig in Gasthäusern ein, um auszuruhen oder sich zu erquicken. Einst traf er erst am späten Abend in einem Gasthofe ein, und ließ sich etwas zu essen geben. Es dauerte nicht lange, so trat auch Herr Hartmann, der ebenfalls die Messe besucht hatte, in die Gaststube. Er warf einen verächtlichen Blick auf den armen Wolfgang, und hielt es nicht einmal der Mühe werth, den freundlichen Gruß des bescheidenen Mannes zu erwiedern. Bald kam auch der Knecht des Herrn Hartmann in die Stube, ein guter Mensch, der besser dachte als sein Herr. Treffen wir uns hier, Meister Wolfgang, sprach er zum Schuhmacher. Wo solls hingehen? Wieder zurück nach Hause, antwortete dieser.

Nun, da könnte er ja mit uns fahren, entgegnete Martin, so hieß der Knecht; wir haben nichts als einen Koffer im Wagen. Es wird, hoffe ich, meinem Herrn gar nichts verschlagen.

Mir geschähe damit ein großer Gefallen, sprach der Schuhmacher; denn ich bin so müde, daß ich mich kaum getraue, den weiten Weg zu machen und ich sehne mich doch so herzlich nach den Meinigen zurück.

Wenn mir nur Herr Hartmann erlauben will, hinten aufzusitzen, so komme ich doch mit fort. Jetzt trat Herr Hartmann, der sich auf einige Minuten entfernt hatte, wieder in die Gaststube und Martin that ihm den Vorschlag, Meister Wolfgang mit zurück nach Hause zu nehmen. Da haben Sie doch, setzte er hinzu, ein Bischen Gesellschaft, daß ihnen die Zeit nicht lang wird und die Pferde haben ja ohnedem nichts zu ziehen —

Nichts zu ziehen? fuhr Herr Hartmann auf — nichts zu ziehen? Habe ich nicht den schweren Koffer? — Ach! lieber Herr! antwortete Martin, der Koffer will nicht viel sagen, unsere Pferde ziehen noch drei dergleichen ohne Mühe.

Ihr seyd ein Narr, sagte Hr. Hartmann, geht eurer Wege. Und somit brach er das Gespräch unwillig ab.

Der gute Schuhmacher setzte, da auf diese Art seine Hoffnung vereitelt wurde, nach seiner Gewohnheit, noch zur Nachtzeit, seine Reise weiter fort. Er kannte die Wege, die er schon öfters hin und her gemacht hatte, sehr gut und das Vergnügen, bald bei seiner Frau und seinen Kindern zu seyn, überwand seine Müdigkeit. Er war ungefähr einige Stunden gegangen, als er in einer ziemlichen Entfernung ein ängstliches Geschrei und Wehklagen zu hören glaubt. Er verdoppelte daher seine Schritte, um den Leidenden, wo möglich, zu Hülfe zu kommen. Sobald er sich dem Orte, wo das Klaggeschrei hergekommen war, genähert hatte, war es ihm, als hörte er eine, ihm bekannte Stimme winseln: ach Gott! meine Brust ist ganz zerquetscht, ich muß hier umkommen; Martin! Martin! hörst du nicht? So jammerte die Stimme, die immer schwächer wurde und jetzt ganz erstarb. —

Mit gleichen Füßen sprang Meister Wolfgang hinab in den Hohlweg, wo die Verunglückten lagen, ohne an seine eigene Gefahr dabei zu denken. Rettung eines Menschenlebens, und vielleicht mehrerer, war sein einziger Gedanke. Wo kann ich helfen? rief er laut. — Ach, Meister Wolfgang, ist er's? so tönte ihm die wohlbekannte Stimme Martins entgegen — o helf er uns, wir bitten ihn um Gotteswillen. Der Wagen war um-

gefallen. Martin hatte einen Arm gebrochen — seinem Herrn aber war die Brust so zerquetscht worden, daß er jezt ohnmächtig da lag und nicht mehr wußte, was weiter mit ihm vorgieng. Mit der höchsten Anstrengung lüftete Wolfgang den Vorderwagen erst soweit, daß sich Martin freier bewegen und unter dem Wagen hervorarbeiten konnte. Troz seiner Schmerzen war er doch nicht außer Stand, mit zu helfen. Man brachte den Wagen in die Höhe und beide hoben Hr. Hartmann hinein, der noch immer kein Zeichen von Leben gab. — Der Knecht blieb indeß bei dem Wagen, und Meister Wolfgang eilte, so sehr er nur konnte, in das nächste Dorf, um einige Veranstaltungen zur Aufnahme des Unglücklichen zu treffen. Das Alles geschah so schnell, und mit so vieler Geistesgegenwart, daß es nicht lange dauerte als man schon den Wagen vor die Schenke vorfahren hörte.

Man brachte Herrn Hartmann in ein kleines Zimmer und nach vielen angewandten Versuchen des Dorfbaders, schlug er endlich die Augen auf.

Es stand übrigens schlimmer um ihn, als man geglaubt hatte. Außer der großen Brustquetschung hatte Herr Hartmann das rechte Bein gebrochen. Dies alles erforderte die Hülfe eines geschickten Arztes und Wundarztes. Man holte ihn aus

der nächsten Stadt und der Schuhmacher entschloß sich unaufgefordert, bloß von seinem edlen Herzen getrieben, zur bessern Pflege des Kranken, im Dorfe zu bleiben. Er schrieb einen kurzen Brief an die Seinigen, meldete ihnen darin seinen jetzigen Aufenthalt und die Ursache desselben, und opferte die Sehnsucht nach Ihnen dem Gefühle der Pflicht mit dem willigsten Herzen auf. Herr Hartmann erfuhr jetzt die nähern Umstände seiner Rettung, erfuhr, daß er sie einzig dem Manne verdanke, den er so tief gekränkt, den er so verächtlich behandelt hatte. Und dieser Mann war es zugleich, der sich seiner jetzt so sorgsam annahm, der fast Tag und Nacht vor seinem Bette zubrachte, ihm Arznei eingab, ihm Trost zusprach, wenn ihn die Schmerzen zu sehr folterten, und der dies Alles mit solcher Anspruchlosigkeit, mit solchem Eifer that, als hätte er gegen ihn die größten Verbindlichkeiten. Herr Hartmann war jetzt ganz in der Stimmung, dies Alles doppelt zu fühlen. Die großen Schmerzen die er litt, die Langwierigkeit seines Krankenlagers, hatten sein Herz erweicht. Er war aus einem harten Manne der sanfteste geworden; er fühlte tief und nicht ohne Schamröthe, daß er dem, von ihm so verachteten Manne, die größten Verbindlichkeiten schuldig sey. Eines Tags ergriff er die Hand des Schuhmachers, drückte sie innig und gestand ihm mit allen Zeichen der Reue das ihm angethane

Unrecht. Der gute Schuhmacher wollte davon nichts hören, versicherte, daß das Geschehene vergessen und vergeben sey und bat den Kranken, nur um seine Gesundheit besorgt zu seyn.

Lange Zeit dauerte es, ehe sie wieder hergestellt wurde. Ein Andenken an diese Begebenheit aber, einen lahmen Fuß und dann und wann heftige Brustbeklemmungen blieben Herrn Hartmann dennoch. Allein dies war vielleicht auch der Grund, daß er die Ursache davon nie vergaß und daß es ihm ein Ernst mit seiner Besserung wurde. —

Er mußte dem guten Schuhmacher das ansehnliche Geschenk, daß er ihm bestimmt hatte, mit Gewalt aufdringen. Weit angenehmer war diesem dagegen das Gefühl seiner pflichtmäßigen Handlung, die Belohnung, die er in seinem wohlwollenden Herzen fand.

F. N. Lenke.

VII.

Der verlorne Sohn.

Karl Brandes war in Stettin von sehr armen Aeltern geboren. Der Vater wandte sein Letztes auf eine Reise nach Rotterdam; denn er hatte Nachricht bekommen, daß sein einziger Bruder, ein reicher Kaufmann daselbst, ohne Kinder verstorben, und also er der einzige Erbe des sehr großen, hinterlassenen Vermögens sey. — Aber als der arme, alte Brandes, nach höchst beschwerlicher Seefahrt, endlich zu Rotterdam ankam, fand er eine Wittwe seines Bruders im Besitz der ganzen Erbschaft. Da er keine Zeugnisse mitgenommen, so wurde er nicht einmal in dem Hause seines verstorbenen Bruders aufgenommen, fand weder Pflege noch Entschädigung, ward mit harten Worten abgewiesen, und mußte, krank an Seele und Körper, und weit ärmer als zuvor, die beschwerliche Rückreise zur See, von Holland nach Pommern, in einer, für die Schifffahrt sehr gefährlichen, Jahreszeit antreten. Sie nahm einen höchst unglücklichen Ausgang; das Schiff lief bei Helgoland auf den Strand, und

der alte, vom heftigen Fieber befallene Brandes wurde ganz entkräftet in ein Hospital nach Hamburg abgeliefert. Ein menschenfreundlicher Arzt befreite ihn zwar bald von dieser Krankheit; aber jetzt zeigte sich ein noch schlimmeres Uebel, ein starker Ansatz zur Blindheit. Er durfte nun nicht länger in Hamburg verweilen, schlich mühsam an seinem Stabe bis Berlin, und fand hier abermals einen barmherzigen Arzt, der ihn wenigstens so weit heilte, daß er ganz nahe Gegenstände wieder unterscheiden konnte. — Halb blind und elend kam er endlich nach Stettin zu seiner Frau zurück Alle seine Hoffnungen waren fürchterlich getäuscht. Durch wohlthätige Verwandte unterstützt, suchte zwar der arme Mann sich mit einem kleinen Gewerbe Etwas zu verdienen; aber da es ihm an Ordnung in den Geschäften fehlte, so gieng der Handel bald wieder ein. Der Versuch, durch eine Verbindung mit Schatzgräbern reich zu werden, wäre beinahe noch unglücklicher ausgefallen, und fast hätte Brandes dabei noch sein letztes und köstliches Gut, den ehrlichen Namen verloren. — Nun wollte er sich durch einen Holzhandel in der Gegend von Naugard helfen. Das Holz lag bereit; aber das Flüßchen, auf welchem es nach Stettin geflößt werden sollte, trocknete im heißen Sommer aus. — Voll Verzweiflung verließ nun der alte halbblinde Mann seine Frau und seinen Sohn, und ward seitdem nicht wieder gesehen.

Der einzige Sohn des unglücklichen Vaters, der junge Brandes, befand sich gerade damals auf der Schule zu Naugard. Einige wohlhabende Einwohner dieses Städtchens erbarmten sich des verlassenen Knaben, und beschenkten ihn mit Freitischen. Der hartherzige Rektor aber, in dessen Hause er wohnte, wies ihm einen elenden Schlafwinkel auf dem obersten Boden an, gebrauchte ihn zu den niedrigsten Diensten, und mißhandelte ihn sehr oft, damit er desto eher sein Haus verlassen möchte.

Als Brandes arme Mutter von dem traurigen Schicksale ihres Sohnes bei dem Rektor zu Naugard Nachricht erhielt, verkaufte sie Alles, was sie entbehren konnte, befriedigte alle Forderungen des unbarmherzigen Mannes, und nahm ihren Sohn zu sich nach Stettin, wo sie, als Haushälterin, einen kümmerlichen Unterhalt gefunden hatte. Hier schickte sie ihn anfangs auf die Stadtschule, wo er, bei der großen Lebhaftigkeit seines Geistes, schnelle Fortschritte machte, so daß ihn bald ein geschickter Kaufmann in die Lehre nahm.

Die Mutter hoffte nun des Sohnes Glück gegründet zu haben, und sah in ihm die Stütze ihres Alters. Anfangs ging wirklich Alles gut. Der Lehrling zeigte Fleiß und Geschicklichkeit. Sein Prinzipal konnte ihm bald sogar die Führung der

Handelsbücher anvertrauen. Er belohnte ihm dieses dadurch, daß er ihn von vielen niedrigen Geschäften eines gewöhnlichen Lehrlings befreite, und ihm zuweilen ein Vergnügen erlaubte. Hätte er ihm nur auch ein kleines Taschengeld wöchentlich bewilligt! Wahrscheinlich hätte dann der junge Brandes jenen unglücklichen Schritt nicht gethan, zu welchem er sich leider! bald nachher verirrte.

Jetzt kam Brandes oft mit andern jungen Kauflehrlingen zusammen. Er sah, wie sie sich lustig machten, sich schön kleideten, und bei allen Gelegenheiten viel Geld darauf gehen ließen. — Woher habt ihr das? fragte Brandes, in dessen Seele noch kein Gedanke gekommen war, daß man stehlen könne. . . . Sie antworteten ihm freilich nicht mit deutlichen Worten: wir bestehlen unsere Herren; allein er merkte denn doch so viel aus ihren zweideutigen Reden, daß das Geld durch Diebesfinger in ihre Taschen gekommen wäre. — Wie schauderte er anfangs zurück! Aber die angenehme Aussicht auf so manches Vergnügen, das er sich, wie die Andern, würde machen können, und die verblendende Meinung, daß sein reicher Herr an ein Paar Groschen Nichts verliere — diese verführerischen Gedanken siegten bald über seine bessere Ueberzeugung. Er wankte und — fiel.

Der unglückliche junge Mensch fieng also an, einige kleine Münzen zu entwenden. Seinem Herrn fügte er freilich keinen unersetzlichen Schaden zu, aber — sich selbst; denn der Friede mit Gott, mit seinem Gewissen, und der herrliche Schmuck der wahren Ehre, waren mit dem ersten Groschen, den er diebisch einsteckte, zerstört. Der Anfang im Uebelthun schien zwar geringe; er wollte sich nur zuweilen ein ganz wohlfeiles Vergnügen gestatten; aber er dachte dabei nicht, daß die einmal aufgeregte und befriedigte Begierde, nach immer Mehrerem hintreibt, und so zu immer größeren Ausgaben verführt. Daher kam Alles so, wie voraus zu sehen war. Der unglückliche Junge stahl anfangs nur wenige Groschen zu kleinen Näschereien; diese genügten bald nicht mehr. Er stahl nun mehrere. Nicht die Zunge allein, auch der Geist wollte Nahrung haben. Er suchte sich daher lustige Bücher zu verschaffen, und gerieth gleich anfangs an lügenhafte Erzählungen von Reisen nach glücklichen Inseln, wo es alle Tage etwas Neues gab, und man reich wurde ohne Mühe. — Nun kam ihm das thätige Stettin, wo es täglich einerlei Arbeit gab, als ein Gefängniß vor, und die vier Lehrjahre, welche er noch vor sich hatte, als eine Ewigkeit. Er faßte also den unbesonnenen Entschluß, sich nach den glücklichen Inseln aufzumachen. Der warnenden Geschichte seines unglücklichen Vaters erinnerte er

sich nicht mehr, so unbeschreiblich verblendete ihn ein alleinherrschender Gedanke. — Aber zu einer solchen Reise war bei weitem mehr Geld nöthig, als zu den bisherigen Vergnügungen und Lesereien. Seiner guten Mutter wagt er nicht, seine thörichten Pläne zu entdecken; das Reisegeld mußte also abermals aus der Kasse seines, ihm noch immer vollkommen trauenden Prinzipal zusammen gestohlen werden. Er schritt jetzt von Groschen zu Thalern. Vierzehn Thaler und einen Dukaten hatte er auf diese Weise gesammelt, als sich eine Gelegenheit darbot, die Reise anzutreten, zugleich aber auch Gelegenheit, die große Gefahr ganz nahe zu sehen, welcher Uebelthaten und Unbesonnenheit unausbleiblich entgegen stürzen.

Ein Schiff, mit Ladung nach Amsterdam bestimmt, lag im Hafen. Brandes ging zu dem Kapitän, bedung Fracht und Kost, und gab ihm einen Dukaten auf die Hand. Der Koffer ward heimlich gepackt, und das liebe Schiff so oft, als möglich, besucht. — Bei einem der letzten Besuche traf es sich, daß der Schiffer, in Gegenwart mehrerer Leute aus Stettin, den jungen Menschen erinnerte, nun so bald als möglich seinen Koffer auf das Schiff zu bringen, weil bei gutem Wind morgen früh die Anker gelichtet werden sollten. — Jemand, der dieß hörte, gab dem Prinzipal des jungen Brandes davon Nachricht;

allein dieser merkte die Entdeckung seines Plänchens, ging schnell auf seine Kammer, packte eiligst den Koffer wieder aus, brachte Alles an seinen Ort, und schrieb schnell einen Brief an einen erdichteten Freund: daß er nun, seinem Auftrage gemäß, für ihn einen Platz auf einem Amsterdamer Schiffe bestellt habe.

Kaum war er hiemit fertig, so kam auch schon sein Herr hinauf, sah sich überall um, befahl den Koffer zu öffnen, stutzte, da er ihn leer fand und sagte: Bist du nicht gesonnen, heimlich davon zu gehen, und mit dem Amsterdamer Schiffer nach Holland abzusegeln? — Brandes ließ sich nicht aus der Fassung bringen; denn wer es gewagt hat, zu stehlen, der wird es noch viel leichter wagen können, zu lügen. Er behauptete mit ziemlicher Dreistigkeit: dieses Gerücht von seiner Abreise nach Holland sey eine Verwechslung mit seinem Freunde, für welchen er einen Platz auf jenem Schiffe hätte bestellen müssen. Zugleich zeigte er den falschen Brief vor, welchen er an denselben geschrieben hatte, und die Sache war abgethan. So gelang es dem jungen Diebe, seinen Herrn durch Lügen zu täuschen. Das drohende Ungewitter zog vorüber, ohne daß er seiner furchtbar warnenden Stimme Gehör gab.

Kaum war die erste drohende Gefahr, aber

leider! ungenutzt zur Besserung, vorübergegangen, so brach auch schon die zweite ein. — Eine Frau die vor wenigen Wochen aus Brandes Händen einen Zentner Reis empfangen hatte, wollte einen zweiten kaufen. Der Preis gefiel ihr. Brandes hatte wohlfeil verkauft, und das Geld in seine Tasche gesteckt. — Diesmal aber war der Herr selbst da. Er foderte einen höhern Preis; allein die Frau bezog sich auf ihren bessern Handel mit dem Lehrling. Der Kaufmann ward aufmerksam, schlug in dem Handelsbuche nach, und fand den früher verkauften Zentner — gar nicht eingetragen. Brandes hatte also das Geld unterschlagen — Der Sünder wurde vorgerufen. Der Anblick der Käuferin setzte ihn außer Fassung. Er gestand nicht nur diesen Diebstahl ein, sondern auch jeden vorhergehenden, sammt seiner vorgehabten Reise nach den glücklichen Inseln. Der Kaufmann hörte vor Zorn keine seiner Entschuldigungen, sondern befahl sogleich einer Magd, Brandes Mutter herbeizuholen. — Das war dem armen Sünder zu schrecklich! — Er bat, er weinte, er warf sich auf die Kniee. Alles vergeblich.

Das Haus wurde nun verschlossen. Der Kaufmann ging indessen noch einmal auf die Kammer des Lehrlings, um Alles durchzusuchen; denn er dachte: wer sich ein böses Stück erlaubt hat, erlaubt sich leicht auch mehrere. — Diesen Augen-

blick benutzte Brandes zur Flucht. Er sprang voll Verzweiflung, und fast besinnungslos hinab in den Keller, drängte sich zu einer Oeffnung desselben nach der Straße hinaus, floh durch das erste beßte Thor in's Freie, und hielt nicht eher ein zu laufen, als bis er sich sicher glaubte. Dann warf er sich in der öden Gegend unter einen Baum, und überdachte das ganze selbstverschuldete Elend seines gegenwärtigen trostlosen Zustandes.

Ein abgetragenes Hausröckchen war die Bekleidung, in welcher der Unglückliche nun eine lange und schreckliche Reise antreten sollte, ohne Geld, ohne Kleider, ohne ein Stück Brod. — Jetzt konnte der leichtsinnige Verbrecher sich nicht mehr zur Rückkehr entschließen. Es fiel ihm ein, daß ein Bruder seiner Mutter in Stargard wohne. Der wird mich unterstützen! so sprach er thöricht zu sich selbst. — Die Sonne lächelte herab vom Himmel. Er faßte neuen Muth, schnitt sich einen Wanderstab aus dem nächsten Gebüsche, und hatte vor einbrechender Dämmerung ein großes Dorf erreicht. Er kehrte im Wirthshause ein. Der Abend war schön. Eine Menge Leute saßen unter den Linden vor der Thüre, und erquickten sich durch einen frischen Trunk. Der Wirth fragte auch ihn: ob er zu trinken begehre? — Aber in seiner Tasche war ein Pfennig zu finden. Er gab also eine Unpäßlichkeit vor, schlich seitwärts nach einem

Laß er sich erzählen, Meister! versetzte der Invalid. Ich habe dieses Sümmchen hier mit saurer Mühe in vielen Jahren zusammengebracht, und als einen Nothpfennig für mich aufgespart. Da fiel mir nun ein, daß ihm vor der Hand dieß Geld auf einmal aus seiner Noth helfen könnte, und ich bedachte mich nicht lange, was ich thun sollte. —

Der Schuhmacher weinte Freudenthränen, umarmte den Invaliden mehr als zehnmal, wollte erst nur den dritten Theil, dann die Hälfte als Darlehen annehmen; allein der alte Kriegsmann sagte halb zornig: Meister! man muß nichts halb thun! Sieht er, wenn wir sonst auf den Feind losgiengen und blänkelten nur mit ihm, so war das so gut als nichts, er setzte sich wieder, und wir bekamen hinterher erst Schläge. Das Ding merkte ich mir, und wenn ich hernach den Feind zu Gesicht bekam, so gab ich ihm gleich soviel, daß er mich zufrieden lassen mußte; und habe dies Mittelchen auch in allen andern Dingen probat gefunden.

Meister Wolfgang strich nun den, für ihn so großen Schatz unter tausend Danksagungen ein, versprach sein Möglichstes zu thun, um durch Arbeitsamkeit soviel vor sich zu bringen, daß er das Darlehen, und wenn auch nur in kleinen

Terminen, wieder bezahlen könnte, und hielt redlich Wort.

Er kaufte vor allen Dingen einen kleinen Ledervorrath ein, arbeitete Tag und Nacht, und es schien wirklich, als ob auf dem kleinen Kapitale des Invaliden, ein rechter Segen ruhe. In einigen Jahren war er so weit, daß er die Messe mit einem guten Vorrathe von Schuhen und Stiefeln besuchte, und bei dieser Gelegenheit gewöhnlich einen für ihn vortheilhaften Ledereinkauf machte.

Um auf dergleichen Reisen soviel als möglich zu sparen, gieng Wolfgang bis spät in die Nacht zu Fuße, kehrte wenig in Gasthäusern ein, um auszuruhen oder sich zu erquicken. Einst traf er erst am späten Abend in einem Gasthofe ein, und ließ sich etwas zu essen geben. Es dauerte nicht lange, so trat auch Herr Hartmann, der ebenfalls die Messe besucht hatte, in die Gaststube. Er warf einen verächtlichen Blick auf den armen Wolfgang, und hielt es nicht einmal der Mühe werth, den freundlichen Gruß des bescheidenen Mannes zu erwiedern. Bald kam auch der Knecht des Herrn Hartmann in die Stube, ein guter Mensch, der besser dachte als sein Herr. Treffen wir uns hier, Meister Wolfgang, sprach er zum Schuhmacher. Wo solls hingehen? Wieder zurück nach Hause, antwortete dieser.

Nun, da könnte er ja mit uns fahren, entgegnete Martin, so hieß der Knecht; wir haben nichts als einen Koffer im Wagen. Es wird, hoffe ich, meinem Herrn gar nichts verschlagen.

Mir geschähe damit ein großer Gefallen, sprach der Schuhmacher; denn ich bin so müde, daß ich mich kaum getraue, den weiten Weg zu machen und ich sehne mich doch so herzlich nach den Meinigen zurück.

Wenn mir nur Herr Hartmann erlauben will, hinten aufzusitzen, so komme ich doch mit fort. Jetzt trat Herr Hartmann, der sich auf einige Minuten entfernt hatte, wieder in die Gaststube und Martin that ihm den Vorschlag, Meister Wolfgang mit zurück nach Hause zu nehmen. Da haben Sie doch, setzte er hinzu, ein Bischen Gesellschaft, daß ihnen die Zeit nicht lang wird und die Pferde haben ja ohnedem nichts zu ziehen —

Nichts zu ziehen? fuhr Herr Hartmann auf — nichts zu ziehen? Habe ich nicht den schweren Koffer? — Ach! lieber Herr! antwortete Martin, der Koffer will nicht viel sagen, unsere Pferde ziehen noch drei dergleichen ohne Mühe.

Ihr seyd ein Narr, sagte Hr. Hartmann, geht eurer Wege. Und somit brach er das Gespräch unwillig ab.

Der gute Schuhmacher setzte, da auf diese Art seine Hoffnung vereitelt wurde, nach seiner Gewohnheit, noch zur Nachtzeit, seine Reise weiter fort. Er kannte die Wege, die er schon öfters hin und her gemacht hatte, sehr gut und das Vergnügen, bald bei seiner Frau und seinen Kindern zu seyn, überwand seine Müdigkeit. Er war ungefähr einige Stunden gegangen, als er in einer ziemlichen Entfernung ein ängstliches Geschrei und Wehklagen zu hören glaubt. Er verdoppelte daher seine Schritte, um den Leidenden, wo möglich, zu Hülfe zu kommen. Sobald er sich dem Orte, wo das Klaggeschrei hergekommen war, genähert hatte, war es ihm, als hörte er eine, ihm bekannte Stimme winseln: ach Gott! meine Brust ist ganz zerquetscht, ich muß hier umkommen; Martin! Martin! hörst du nicht? So jammerte die Stimme, die immer schwächer wurde und jetzt ganz erstarb. —

Mit gleichen Füßen sprang Meister Wolfgang hinab in den Hohlweg, wo die Verunglückten lagen, ohne an seine eigene Gefahr dabei zu denken. Rettung eines Menschenlebens, und vielleicht mehrerer, war sein einziger Gedanke. Wo kann ich helfen? rief er laut. — Ach, Meister Wolfgang, ist er's? so tönte ihm die wohlbekannte Stimme Martins entgegen — o helf er uns, wir bitten ihn um Gotteswillen. Der Wagen war um-

gefallen. Martin hatte einen Arm gebrochen — seinem Herrn aber war die Brust so zerquetscht worden, daß er jetzt ohnmächtig da lag und nicht mehr wußte, was weiter mit ihm vorgieng. Mit der höchsten Anstrengung lüftete Wolfgang den Vorderwagen erst soweit, daß sich Martin freier bewegen und unter dem Wagen hervorarbeiten konnte. Trotz seiner Schmerzen war er doch nicht außer Stand, mit zu helfen. Man brachte den Wagen in die Höhe und beide hoben Hr. Hartmann hinein, der noch immer kein Zeichen von Leben gab. — Der Knecht blieb indeß bei dem Wagen, und Meister Wolfgang eilte, so sehr er nur konnte, in das nächste Dorf, um einige Veranstaltungen zur Aufnahme des Unglücklichen zu treffen. Das Alles geschah so schnell, und mit so vieler Geistesgegenwart, daß es nicht lange dauerte als man schon den Wagen vor die Schenke vorfahren hörte.

Man brachte Herrn Hartmann in ein kleines Zimmer und nach vielen angewandten Versuchen des Dorfbaders, schlug er endlich die Augen auf.

Es stand übrigens schlimmer um ihn, als man geglaubt hatte. Außer der großen Brustquetschung hatte Herr Hartmann das rechte Bein gebrochen. Dies alles erforderte die Hülfe eines geschickten Arztes und Wundarztes. Man holte ihn aus

der nächsten Stadt und der Schuhmacher entschloß sich unaufgefordert, bloß von seinem edlen Herzen getrieben, zur bessern Pflege des Kranken, im Dorfe zu bleiben. Er schrieb einen kurzen Brief an die Seinigen, meldete ihnen darin seinen jetzigen Aufenthalt und die Ursache desselben, und opferte die Sehnsucht nach Ihnen dem Gefühle der Pflicht mit dem willigsten Herzen auf. Herr Hartmann erfuhr jetzt die nähern Umstände seiner Rettung, erfuhr, daß er sie einzig dem Manne verdanke, den er so tief gekränkt, den er so verächtlich behandelt hatte. Und dieser Mann war es zugleich, der sich seiner jetzt so sorgsam annahm, der fast Tag und Nacht vor seinem Bette zubrachte, ihm Arznei eingab, ihm Trost zusprach, wenn ihn die Schmerzen zu sehr folterten, und der dies Alles mit solcher Anspruchlosigkeit, mit solchem Eifer that, als hätte er gegen ihn die größten Verbindlichkeiten. Herr Hartmann war jetzt ganz in der Stimmung, dies Alles doppelt zu fühlen. Die großen Schmerzen die er litt, die Langwierigkeit seines Krankenlagers, hatten sein Herz erweicht. Er war aus einem harten Manne der sanfteste geworden; er fühlte tief und nicht ohne Schamröthe, daß er dem, von ihm so verachteten Manne, die größten Verbindlichkeiten schuldig sey. Eines Tags ergriff er die Hand des Schuhmachers, drückte sie innig und gestand ihm mit allen Zeichen der Reue das ihm angethane

Unrecht. Der gute Schuhmacher wollte davon nichts hören, versicherte, daß das Geschehene vergessen und vergeben sey und bat den Kranken, nur um seine Gesundheit besorgt zu seyn.

Lange Zeit dauerte es, ehe sie wieder hergestellt wurde. Ein Andenken an diese Begebenheit aber, einen lahmen Fuß und dann und wann heftige Brustbeklemmungen blieben Herrn Hartmann dennoch. Allein dies war vielleicht auch der Grund, daß er die Ursache davon nie vergaß und daß es ihm ein Ernst mit seiner Besserung wurde. —

Er mußte dem guten Schuhmacher das ansehnliche Geschenk, daß er ihm bestimmt hatte, mit Gewalt aufdringen. Weit angenehmer war diesem dagegen das Gefühl seiner pflichtmäßigen Handlung, die Belohnung, die er in seinem wohlwollenden Herzen fand.

F. N. Lenke.

VII.

Der verlorne Sohn.

Karl Brandes war in Stettin von sehr armen Aeltern geboren. Der Vater wandte sein Letztes auf eine Reise nach Rotterdam; denn er hatte Nachricht bekommen, daß sein einziger Bruder, ein reicher Kaufmann daselbst, ohne Kinder verstorben, und also er der einzige Erbe des sehr großen, hinterlassenen Vermögens sey. — Aber als der arme, alte Brandes, nach höchst beschwerlicher Seefahrt, endlich zu Rotterdam ankam, fand er eine Wittwe seines Bruders im Besitz der ganzen Erbschaft. Da er keine Zeugnisse mitgenommen, so wurde er nicht einmal in dem Hause seines verstorbenen Bruders aufgenommen, fand weder Pflege noch Entschädigung, ward mit harten Worten abgewiesen, und mußte, krank an Seele und Körper, und weit ärmer als zuvor, die beschwerliche Rückreise zur See, von Holland nach Pommern, in einer, für die Schifffahrt sehr gefährlichen, Jahreszeit antreten. Sie nahm einen höchst unglücklichen Ausgang; das Schiff lief bei Helgoland auf den Strand, und

der alte, vom heftigen Fieber befallene Brandes wurde ganz entkräftet in ein Hospital nach Hamburg abgeliefert. Ein menschenfreundlicher Arzt befreite ihn zwar bald von dieser Krankheit; aber jetzt zeigte sich ein noch schlimmeres Uebel, ein starker Ansatz zur Blindheit. Er durfte nun nicht länger in Hamburg verweilen, schlich mühsam an seinem Stabe bis Berlin, und fand hier abermals einen barmherzigen Arzt, der ihn wenigstens so weit heilte, daß er ganz nahe Gegenstände wieder unterscheiden konnte. — Halb blind und elend kam er endlich nach Stettin zu seiner Frau zurück Alle seine Hoffnungen waren fürchterlich getäuscht. Durch wohlthätige Verwandte unterstützt, suchte zwar der arme Mann sich mit einem kleinen Gewerbe Etwas zu verdienen; aber da es ihm an Ordnung in den Geschäften fehlte, so gieng der Handel bald wieder ein. Der Versuch, durch eine Verbindung mit Schatzgräbern reich zu werden, wäre beinahe noch unglücklicher ausgefallen, und fast hätte Brandes dabei noch sein letztes und köstliches Gut, den ehrlichen Namen verloren. — Nun wollte er sich durch einen Holzhandel in der Gegend von Naugard helfen. Das Holz lag bereit; aber das Flüßchen, auf welchem es nach Stettin geflößt werden sollte, trocknete im heißen Sommer aus. — Voll Verzweiflung verließ nun der alte halbblinde Mann seine Frau und seinen Sohn, und ward seitdem nicht wieder gesehen.

Der einzige Sohn des unglücklichen Vaters, der junge Brandes, befand sich gerade damals auf der Schule zu Naugard. Einige wohlhabende Einwohner dieses Städtchens erbarmten sich des verlassenen Knaben, und beschenkten ihn mit Freitischen. Der hartherzige Rektor aber, in dessen Hause er wohnte, wies ihm einen elenden Schlafwinkel auf dem obersten Boden an, gebrauchte ihn zu den niedrigsten Diensten, und mißhandelte ihn sehr oft, damit er desto eher sein Haus verlassen möchte.

Als Brandes arme Mutter von dem traurigen Schicksale ihres Sohnes bei dem Rektor zu Naugard Nachricht erhielt, verkaufte sie Alles, was sie entbehren konnte, befriedigte alle Forderungen des unbarmherzigen Mannes, und nahm ihren Sohn zu sich nach Stettin, wo sie, als Haushälterin, einen kümmerlichen Unterhalt gefunden hatte. Hier schickte sie ihn anfangs auf die Stadtschule, wo er, bei der großen Lebhaftigkeit seines Geistes, schnelle Fortschritte machte, so daß ihn bald ein geschickter Kaufmann in die Lehre nahm.

Die Mutter hoffte nun des Sohnes Glück gegründet zu haben, und sah in ihm die Stütze ihres Alters. Anfangs ging wirklich Alles gut. Der Lehrling zeigte Fleiß und Geschicklichkeit. Sein Prinzipal konnte ihm bald sogar die Führung der

Handelsbücher anvertrauen. Er belohnte ihm dieses dadurch, daß er ihn von vielen niedrigen Geschäften eines gewöhnlichen Lehrlings befreite, und ihm zuweilen ein Vergnügen erlaubte. Hätte er ihm nur auch ein kleines Taschengeld wöchentlich bewilligt! Wahrscheinlich hätte dann der junge Brandes jenen unglücklichen Schritt nicht gethan, zu welchem er sich leider! bald nachher verirrte.

Jetzt kam Brandes oft mit andern jungen Kauflehrlingen zusammen. Er sah, wie sie sich lustig machten, sich schön kleideten, und bei allen Gelegenheiten viel Geld darauf gehen ließen. — Woher habt ihr das? fragte Brandes, in dessen Seele noch kein Gedanke gekommen war, daß man stehlen könne. . . . . Sie antworteten ihm freilich nicht mit deutlichen Worten: wir bestehlen unsere Herren; allein er merkte denn doch so viel aus ihren zweideutigen Reden, daß das Geld durch Diebesfinger in ihre Taschen gekommen wäre. — Wie schauderte er anfangs zurück! Aber die angenehme Aussicht auf so manches Vergnügen, das er sich, wie die Andern, würde machen können, und die verblendende Meinung, daß sein reicher Herr an ein Paar Groschen Nichts verliere — diese verführerischen Gedanken siegten bald über seine bessere Ueberzeugung. Er wankte und — fiel.

Der unglückliche junge Mensch fieng also an, einige kleine Münzen zu entwenden. Seinem Herrn fügte er freilich keinen unersetzlichen Schaden zu, aber — sich selbst; denn der Friede mit Gott, mit seinem Gewissen, und der herrliche Schmuck der wahren Ehre, waren mit dem ersten Groschen, den er diebisch einsteckte, zerstört. Der Anfang im Uebelthun schien zwar geringe; er wollte sich nur zuweilen ein ganz wohlfeiles Vergnügen gestatten; aber er dachte dabei nicht, daß die einmal aufgeregte und befriedigte Begierde, nach immer Mehrerem hintreibt, und so zu immer größeren Ausgaben verführt. Daher kam Alles so, wie voraus zu sehen war. Der unglückliche Junge stahl anfangs nur wenige Groschen zu kleinen Näschereien; diese genügten bald nicht mehr. Er stahl nun mehrere. Nicht die Zunge allein, auch der Geist wollte Nahrung haben. Er suchte sich daher lustige Bücher zu verschaffen, und gerieth gleich anfangs an lügenhafte Erzählungen von Reisen nach glücklichen Inseln, wo es alle Tage etwas Neues gab, und man reich wurde ohne Mühe. — Nun kam ihm das thätige Stettin, wo es täglich einerlei Arbeit gab, als ein Gefängniß vor, und die vier Lehrjahre, welche er noch vor sich hatte, als eine Ewigkeit. Er faßte also den unbesonnenen Entschluß, sich nach den glücklichen Inseln aufzumachen. Der warnenden Geschichte seines unglücklichen Vaters erinnerte er

sich nicht mehr, so unbeschreiblich verblendete ihn ein alleinherrschender Gedanke. — Aber zu einer solchen Reise war bei weitem mehr Geld nöthig, als zu den bisherigen Vergnügungen und Lesereien. Seiner guten Mutter wagt er nicht, seine thörichten Pläne zu entdecken; das Reisegeld mußte also abermals aus der Kasse seines, ihm noch immer vollkommen trauenden Prinzipal zusammen gestohlen werden. Er schritt jetzt von Groschen zu Thalern. Vierzehn Thaler und einen Dukaten hatte er auf diese Weise gesammelt, als sich eine Gelegenheit darbot, die Reise anzutreten, zugleich aber auch Gelegenheit, die große Gefahr ganz nahe zu sehen, welcher Uebelthaten und Unbesonnenheit unausbleiblich entgegen stürzen.

Ein Schiff, mit Ladung nach Amsterdam bestimmt, lag im Hafen. Brandes ging zu dem Kapitän, bedung Fracht und Kost, und gab ihm einen Dukaten auf die Hand. Der Koffer ward heimlich gepackt, und das liebe Schiff so oft, als möglich, besucht. — Bei einem der letzten Besuche traf es sich, daß der Schiffer, in Gegenwart mehrerer Leute aus Stettin, den jungen Menschen erinnerte, nun so bald als möglich seinen Koffer auf das Schiff zu bringen, weil bei gutem Wind morgen früh die Anker gelichtet werden sollten. — Jemand, der dieß hörte, gab dem Prinzipal des jungen Brandes davon Nachricht;

allein dieser merkte die Entdeckung seines Plänchens, ging schnell auf seine Kammer, packte eiligst den Koffer wieder aus, brachte Alles an seinen Ort, und schrieb schnell einen Brief an einen erdichteten Freund: daß er nun, seinem Auftrage gemäß, für ihn einen Platz auf einem Amsterdamer Schiffe bestellt habe.

Kaum war er hiemit fertig, so kam auch schon sein Herr hinauf, sah sich überall um, befahl den Koffer zu öffnen, stutzte, da er ihn leer fand und sagte: Bist du nicht gesonnen, heimlich davon zu gehen, und mit dem Amsterdamer Schiffer nach Holland abzusegeln? — Brandes ließ sich nicht aus der Fassung bringen; denn wer es gewagt hat, zu stehlen, der wird es noch viel leichter wagen können, zu lügen. Er behauptete mit ziemlicher Dreistigkeit: dieses Gerücht von seiner Abreise nach Holland sey eine Verwechslung mit seinem Freunde, für welchen er einen Platz auf jenem Schiffe hätte bestellen müssen. Zugleich zeigte er den falschen Brief vor, welchen er an denselben geschrieben hatte, und die Sache war abgethan. So gelang es dem jungen Diebe, seinen Herrn durch Lügen zu täuschen. Das drohende Ungewitter zog vorüber, ohne daß er seiner furchtbar warnenden Stimme Gehör gab.

Kaum war die erste drohende Gefahr, aber

leider! ungenutzt zur Besserung, vorübergegangen, so brach auch schon die zweite ein. — Eine Frau die vor wenigen Wochen aus Brandes Händen einen Zentner Reis empfangen hatte, wollte einen zweiten kaufen. Der Preis gefiel ihr. Brandes hatte wohlfeil verkauft, und das Geld in seine Tasche gesteckt. — Diesmal aber war der Herr selbst da. Er foderte einen höhern Preis; allein die Frau bezog sich auf ihren bessern Handel mit dem Lehrling. Der Kaufmann ward aufmerksam, schlug in dem Handelsbuche nach, und fand den früher verkauften Zentner — gar nicht eingetragen. Brandes hatte also das Geld unterschlagen — Der Sünder wurde vorgerufen. Der Anblick der Käuferin setzte ihn außer Fassung. Er gestand nicht nur diesen Diebstahl ein, sondern auch jeden vorhergehenden, sammt seiner vorgehabten Reise nach den glücklichen Inseln. Der Kaufmann hörte vor Zorn keine seiner Entschuldigungen, sondern befahl sogleich einer Magd, Brandes Mutter herbeizuholen. — Das war dem armen Sünder zu schrecklich! — Er bat, er weinte, er warf sich auf die Kniee. Alles vergeblich.

Das Haus wurde nun verschlossen. Der Kaufmann ging indessen noch einmal auf die Kammer des Lehrlings, um Alles durchzusuchen; denn er dachte: wer sich ein böses Stück erlaubt hat, erlaubt sich leicht auch mehrere. — Diesen Augen-

blick benutzte Brandes zur Flucht. Er sprang voll Verzweiflung, und fast besinnungslos hinab in den Keller, drängte sich zu einer Oeffnung desselben nach der Straße hinaus, floh durch das erste beßte Thor in's Freie, und hielt nicht eher ein zu laufen, als bis er sich sicher glaubte. Dann warf er sich in der öden Gegend unter einen Baum, und überdachte das ganze selbstverschuldete Elend seines gegenwärtigen trostlosen Zustandes.

Ein abgetragenes Hausröckchen war die Bekleidung, in welcher der Unglückliche nun eine lange und schreckliche Reise antreten sollte, ohne Geld, ohne Kleider, ohne ein Stück Brod. — Jetzt konnte der leichtsinnige Verbrecher sich nicht mehr zur Rückkehr entschließen. Es fiel ihm ein, daß ein Bruder seiner Mutter in Stargard wohne. Der wird mich unterstützen! so sprach er thöricht zu sich selbst. — Die Sonne lächelte herab vom Himmel. Er faßte neuen Muth, schnitt sich einen Wanderstab aus dem nächsten Gebüsche, und hatte vor einbrechender Dämmerung ein großes Dorf erreicht. Er kehrte im Wirthshause ein. Der Abend war schön. Eine Menge Leute saßen unter den Linden vor der Thüre, und erquickten sich durch einen frischen Trunk. Der Wirth fragte auch ihn: ob er zu trinken begehre? — Aber in seiner Tasche war ein Pfennig zu finden. Er gab also eine Unpäßlichkeit vor, schlich seitwärts nach einem

Brunneneimer und hielt sich in scheuer Entfernung von den Uebrigen.

Als die Gäste sich allgemach verloren, ward ihm eine Schlafstelle auf dem Heuboden angewiesen. Wie hätte er schlafen können! — Jene angenehmen Gedanken, die ihn noch vor Kurzem aufgeheitert hatten, verschwanden auf dem finstern, dumpfigen Heuboden, wo Ratten und Katzen sich unaufhörlich jagten. Sobald er die Augen schloß, schwebte auch schon ein fürchterlicher Traum vor seiner geängstigten Seele. Erschrocken sprang er auf. In diesem Augenblicke hörte er ein Gespräch des Wirthes mit seiner Frau in der anstoßenden Bodenkammer, und verstand die Worte: Sicher ist es ein verlaufener Bursche aus der Stadt. Morgen will ich ihn den Seinigen zurückbringen. An einem guten Lohn wird es nicht fehlen. —

Dem armen Flüchtling brach bei Anhörung jener Reden der Angstschweiß aus allen Gliedern. Noch vor Tagesanbruch machte er sich davon, und eilte dem nahen Walde zu. Endlich fand er die Heerstraße, und erreichte Mittags den Ort, wo er dem Ende aller seiner Leiden entgegen sah, — Stargard. Auch ging anfangs Alles gut. Sein Onkel nahm ihn freundlich auf, und erquickte ihn auf's Beste. Dann aber fing er an, nach der eigentlichen Absicht seiner Reise zu fra=

gen. — Die Wahrheit würde den jungen Menschen noch jetzt gerettet haben; allein da die Lüge bei Gelegenheit der vorgenommenen Schifffahrt ausgeholfen hatte, so meinte er, es solle dieses Mal wieder so gehen. Er log also dem Onkel vor: Er reise nach Amsterdam, wo er zu einem Freunde von seinem Prinzipal komme; doch müsse er vorher in Danzig noch einige Geschäfte besorgen. Der Onkel, mit dem Gange der Geschäfte bekannt, fragte weiter: Wo hast du deine Addreßbriefe? — Auf eine so strenge Nachfrage hatte der Unbedachtsame sich nicht vorbereitet. Er machte zwar noch einen Versuch, sich herauszulügen, verwickelte sich aber sogleich — wie gewöhnlich beim Lügen — immer mehr, und nannte dem Onkel endlich gar einen Stargarder Gasthof, der gar nicht in Stargard war, wo sein Koffer mit den Briefen befindlich seyn sollte.

Der verständige Onkel durchschaute den Lügner nun gänzlich. Sein anfangs freundliches, allgemach aber ernster gewordenes Gesicht ward finster vor Zorn; du lügst, Bursche! rief er, du bist deinem Prinzipal entlaufen. Nicht von der Stelle! — Sogleich lasse ich anspannen und bringe dich nach Stettin zurück! — Damit ging er hinaus, um Anstalt zur Reise zu machen. . . . . . Durchaus nicht nach dem schrecklichen Stettin! das war der einzige Gedanke in der Seele des umherge-

worfenen Flüchtlings. — Aber wie sollte er diesmal entkommen? Aus dem Fenster springen? — Das war zu gefährlich. — Er öffnete leise die Stubenthür, und erblickte gegenüber ein offenes Hausthor. Zwei Sprünge, und er war auf der Straße. Der Onkel rief vom Hofe herein seinen Leuten, ihm nachzusetzen; aber von der Angst gehetzt war Brandes, wie ein Wind, um die nächste Ecke, dann von Gasse zu Gasse zum Thore hinaus, quer über abgemähete Felder hinweg, und endlich fast athemlos und erschöpft am Ufer der Ihna.

Keine Brücke war zu schauen, so weit sein Auge reichte. Morastige Wiesen dehnten sich weithin längs dem Ufer aus. Sich hier durchzuarbeiten war unmöglich. Der Flüchtling zog also Schuhe und Strümpfe aus, nahm sie in die Hand, und wagte sich zitternd in den Fluß. Anfangs hatte er Grund; schon näherte er sich dem jenseitigen Ufer, als plötzlich, bei dem letzten Schritte, der Grund unter ihm wich, und die Gewalt des Stromes, in dessen tiefstes Bette er jetzt gerathen war, ihn sogleich fortriß. Zu seinem Glücke wand sich die Fluth um eine hervorspringende Erdspitze, und hob ihn, dicht vor derselben, noch einmal aus dem Wasser empor. — Als er so nahe Land erblickte, ließ er eilends Schuhe und Strümpfe fahren, ergriff eine hervorragende Wurzel und

niedrig hangendes Gesträuche, und arbeitete sich so mit Anstrengung seiner letzten Kräfte hinauf an's Ufer, wo er sogleich ohnmächtig niedersank. Die Sonne war ihrem Untergange nahe, als er wieder zu sich selbst kam. Die Lebensgefahr, aus welcher er so eben errettet war, schwebte ihm furchtbar vor Augen. Es ergriff ihn ein kalter Schauder, wenn er die Wirbel des rauschenden Stromes anschaute. Er warf sich auf die Kniee und dankte Gott, der ihm das Leben erhalten hatte, obwohl er dessen nicht würdig war.

Nun fing er an, seine Uebelthaten, seine unbesonnene Entweichung, und sein immer zunehmendes Unglück zu beweinen. Dennoch konnte er sich nicht auf der Stelle zur Rückkehr entschließen. Verführt durch die wunderbaren Glücksgeschichten aus jenen trüglichen Reisebeschreibungen, machte er sich, jetzt barfuß, von Neuen auf den Weg.

Triefend naß, durchschauert vom kalten Abendwinde, der über die feuchten Wiesen zog, arbeitete er sich durch Sumpf und Busch bis zu einem nahen Acker. Die Stoppeln zerritzten seine nackten Füße. Von Wasser und Blut triefend schleppte er sich endlich bis zu einem Bauernhause, dessen menschenfreundliche Bewohner ihn sehr liebreich aufnahmen, seine Kleider trockneten, ihm ein Abendbrod reichten, und nachher ein weiches Lager be=

reiteten, wo er sogleich in tiefen Schlaf sank. Des andern Morgens gaben ihm diese gutherzigen Gastfreunde nicht allein ein kräftiges Frühstück, sondern auch einige Groschen zur Zehrung auf den Weg. Er ging nun auf Colberg. — Aber der mitgenommene Vorrath ward bald aufgezehrt. Die guten Bauersleute von der Ihna waren hier in Colberg nicht zu Hause. Brandes mußte sein Oberhemd und ein Paar Hemdknöpfe verkaufen, um dem Wirthe das Essen zu bezahlen, und es blieben ihm nur einige Groschen übrig. Aber dafür gab ihm auch dieser Wirth einen Rath, der mehr werth war, als Oberhemd und Hemdknöpfe. Als ihn nämlich der junge Flüchtling fragte: ob er nicht für ihn hier ein Unterkommen als Schreiber, oder in einer Handlung wisse? — antwortete dieser verständige Mann offen und nachdrücklich: Mein Freund, in diesem elenden Aufzuge, ohne Zeugnisse und Empfehlungen nimmt ihn Niemand auf; kehre er daher um, zu den Seinigen, da es noch Zeit ist, ehe es ihm noch schlimmer geht.

Wie sehr hatte dieser verständige Mann Recht! Was ist gefährlicher, als die Lage eines jungen Menschen, der, selbst ohne Erfahrung, ohne Rathgeber und Führer, von thörichten Einbildungen verlockt, sich in die weite Welt hinauswagt! Er gleicht einem Kinde, das sich an das Steuerruder eines Schiffes setzt, und mitten in die donnern-

den Fluthen und verborgenen Klippen des ungewissen Meeres hineinfährt, um glückliche Inseln zu suchen. — Allein Brandes nahm den Rath des Wirthes nicht zu Herzen, und machte sich auf den Weg nach — Danzig. Er wanderte am Gestade des baltischen Meeres hin. Die offene See breitete ihren unermeßlichen Teppich vor seinen Augen aus; Schiffe schwebten am fernen Horizonte. Da wachten alle jene täuschenden Hoffnungen mit doppelter Lebhaftigkeit in seiner Seele auf. In Danzig blüht mein Glück! so jauchzte er in seiner Thorheit. Sein Kopf war voll Schiffe, die in die See stachen, mit denen er nach Ost= oder Westindien segelte, dort ein reicher Mann ward, und dann, mit Schätzen beladen, zum Erstaunen von ganz Stettin, und zur unaussprechlichen Freude seiner, in Thränen schwimmenden Mutter, unvermuthet zurückkam.

Mit dergleichen lustigen Gedanken ging es die ersten zwei Tage rasch fort längs dem Strande. Die Luft wehete sanft und erquickend. Aber am dritten Tage hub eine gänzliche Windstille an; die Sonne brannte; die Hitze war schwül und drückend; dem Wanderer fingen die nackten Beine an zu schwellen, die Haut platzte, eine Menge Feuchtigkeit ergoß sich aus derselben. — Jetzt wurde ihm bange. Voll Angst und von brennenden Schmerzen an seinen Füßen gepeinigt, verließ er den glühen=

den Strand, ging landeinwärts, und gerieth endlich auf die nach Danzig führende Landstraße. Schon seit zwei Tagen hatte er seinen letzten Groschen ausgegeben. Von Hitze und Hunger entkräftet, von Schmerzen gefoltert, konnte er sich nur mit schwachen Schritten mühsam fortschleppen.

In diesem jammervollen Zustande warf er sich kraftlos, an der Hecke eines einzeln stehenden Wirthshauses nieder. Hier traf er einen muntern Burschen, der den Fuhrleuten die Pferde tränkte. Den Jungen dauerte der Elende. Sie wurden vertraut. Brandes erzählte ihm seine Schicksale. Wenn es weiter nichts ist — antwortete der Bursche — so will ich dir schon helfen. Ich bin eben so arm, wie du; doch leide ich keine Noth. Auch ich bin einem Drechsler aus der Lehre gelaufen; nun gebe ich mich für einen reisenden Handwerksburschen aus, spreche gutherzige Leute um eine Gabe an, leiste mitunter den Fuhrleuten Hülfe, und bekomme dann zum wenigsten eine gute Mahlzeit. So mache du es auch!

Aber ich habe kein Handwerk gelernt; antwortete der Verzagte. — Schadet nichts! — erwiederte der neue Rathgeber. Fragt Jemand nach deiner Kundschaft, so sagst du, dein Felleisen sey dir gestohlen worden, oder du habest die Brieftasche verloren. Es wird schon gehen. — So ant-

schloß sich denn Brandes, obwohl sehr ungern da zu, als bettelnder Kamm-Macher-Bursche aufzutreten. Eine mitleidige Bäuerin gab ihm einen leinernen Bettelsack, und sein Rathgeber die Anweisung, den Ueberfluß an erbetteltem Brod den Bauern zu verkaufen, und sich dann aus dem erlösten Gelde zuweilen in den Herbergen gütlich zu thun.

So erreichte Brandes bettelnd die Thore von Danzig. Zerlumpt, barfuß, von der Sonne geschwärzt, betrat er das Gebiet dieser reichen Stadt, wo er eine glänzende Rolle zu spielen, noch kurz vorher in seiner Thorheit sich vorgespiegelt hatte. — Wie gern hätte er sogleich seine Bettlerlumpen von sich geworfen! — Aber die Kosten zu einer anständigern Bedeckung seines halbnackten Körpers mußten erst durch Betteln zusammengebracht werden. Damit machte er denn auch in Danzig den Versuch; allein man wies in dieser fleißigen Stadt den gesunden Bettler überall mit den härtesten Vorwürfen zurück.'

Bitter in seinen Erwartungen getäuscht, schlich er also aus Danzigs Thoren wieder davon. Ohnweit der Stadt fiel sein Blick in ein offenstehendes Landhaus. Er wagt es, hineinzutreten und sah auf der Hausflur einen reich besetzten Theetisch. Die Gesellschaft befand sich im Garten-

hause; Niemand war zugegen. Eine große, silberne Zuckerdose und mehrere silberne Theelöffel glänzten dem vor Hunger und Durst Schmachtenden lockend in die Augen. Ein Griff! — dachte er — und dir ist geholfen aus all deiner Noth. Die Begierde wuchs. Schon streckte er die zitternde, dürre Hand zum Raub aus. . . . . Nein! — rief er mit einmal sich selbst zu — kein neues Verbrechen! lieber verschmachten und vergehen, als mich einer Gottlosigkeit schuldig machen! — Und er lief aus dem Hause in eiligster Flucht, gleich als wurde er verfolgt.

Brandes durchstrich nun mit seinem Bettelsack einen großen Theil von Preußen, und gerieth endlich in das benachbarte Pohlen. Hunger und Blöße zogen ihm, bei anhalendem Regenwetter, ein kaltes Fieber zu. Aber auch den Kranken duldete man nie länger als eine Nacht, in den elenden, von Ungeziefer wimmelnden Herbergen. Mit jedem Morgen mußte er seinen ausgemergelten Körper weiter schleppen.

Eines Tages führte ihn sein Weg über einen Damm an der Weichsel, als ihn sein Fieber mit doppelter Heftigkeit ergriff. Regen und Sturm wütheten ihm entgegen. So weit sein Auge reichte, kein Baum, keine schützende Hütte. In diesem bejammernswerthen Zustande schleppte er sich zwei

starke Meilen fort, bis er endlich einen Schupfen der Fährleute erreichte. Hier sank er gänzlich entkräftet in einen tiefen Schlaf. Die mitleidigen Leute glaubten dieses bleiche Geripp dem Tode nahe, und bereiteten ihm aus Barmherzigkeit ein Lager von Schilf. Sie wunderten sich, als sie ihn nach einem zwanzigstündigen Schlafe wieder die Augen aufschlagen sahen, erquickten ihn aus ihrem kleinen Vorrathe, und gaben ihm Herberge, bis das Unwetter sich gelegt hatte. Zum Glück blieb nun auch sein Fieber aus. Er konnte seine Wanderschaft mit neuen Kräften antreten.

Nach langem Umherirren in Städten und Dörfern, wo er hie und da menschenfreundliche Unterstützung fand, gerieth er in die Gegend eines Schlosses, wo gerade stark gebauet wurde. Er hatte sich den Tag über im Walde eine Menge Schwämme gesammelt, woraus er sich im Wirthshause ein Abendessen bereiten wollte. Ein im Schlosse arbeitender teutscher Tischler trat zu ihm als er eben seine Pilze reinigte. Bursche! — rief er — bist du toll? Der Fraß ist ja giftig! — und damit warf er das ganze Bündel zum Fenster hinaus, bestellte aber auch sogleich bei der Wirthin ein gesundes Abendessen für den Ausgehungerten, erkundigte sich mitleidig nach den Ursachen seines Elendes, und flößte ihm durch seine Menschenfreundlichkeit ein so großes Zutrauen ein, daß

Brandes ohne Hehl seine ganze Geschichte erzählte. Der rechtschaffene Mann schalt ihn anfangs wegen seiner bösen und unbesonnenen Streiche; dann aber bezeugte er ihm auch herzliches Bedauern, und versprach ihm, daß, wenn er Lust habe zu arbeiten, er für ihn sorgen wolle.

Eine Engelsstimme für den Unglücklichen — Er schwur, daß er Alles thun wolle, was seine Kräfte vermöchten. — Der wohlthätige Tischler versorgte ihn darauf mit Schuhen, Strümpfen und reiner Wäsche, und nahm den wie neugebornen mit sich auf das Schloß in seine Werkstatt. Hier war sein Geschäft, Bretter zu sägen, und aus dem Groben zu hobeln, auch zuweilen aus einem benachbarten Städtchen allerhand Bedürfnisse zu holen. Er that Alles mit unverdrossenem Fleiße. Der reichliche Genuß gesunder Speisen, und noch mehr die innere Zufriedenheit der Seele, stellten ihn bald vollkommen wieder her, als mit einem Male sich ein neues Unglück ereignete. — Als nämlich Brandes im Dunkel die Treppe zu seines Wohlthäters Wohnung hinaufeilte, trat er fehl und stürzte, da die Treppe noch ohne Geländer war, unglücklich in die Tiefe hinab. Außer einigen andern Beschädigungen wurde ihm das Gehirn dermaßen erschüttert, daß er erst nach einigen Wochen wieder zur Besinnung kam. In seinen Gliedern aber behielt er eine solche Schwäche,

daß er zu aller Handarbeit untauglich war. Sein guter Meister empfahl ihn nun dem Herrn des Schlosses zum Bedienten. — Allein dieser fand sein Aeußeres zu armselig, seine Gestalt zu kränklich, und wies ihn ab. Indessen unterstützten ihn einige teutsche Bedienten des Starosten *), aus Mitleid mit Geld und Kleidung, und als bald darauf der Herr nach Cartine abreiste, munterten sie ihn auf dahin nachzufolgen, wo sie dann weiter für ihn sorgen wollten.

Brandes packte also die kleine Summe, die er sich während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse von den Geschenken der Bedienten und Trinkgeldern gesammelt hatte, in ein ledernes Beutelchen, nahm von seinem bisherigen Wohlthäter, dem Tischler, wehmüthigen Abschied, und machte sich voll heiterer Hoffnungen auf den Weg nach Cartine.

So wie er aber allein und sich selbst überlassen war, begann auch sogleich sein Unglück wieder. — Eines Abends in der Herberge gerieth er auf den unbesonnenen Einfall, sein verstecktes Geldbeutelchen hervorzuholen, und den Schatz überzuzählen. Einer seiner Schlafgesellen hatte Alles bemerkt, und als Brandes am folgenden Morgen

*) So werden angesehene Landbeamten in Pohlen und Litthauen, auch Vorsteher der Kreisgerichte genennt.

erwachte, war Geldbeutel und Päckchen mit Wäsche und Kleidern fort. Die unredlichen Schlafgesellen waren verschwunden. Der arme Junge würde untröstlich gewesen seyn, hätte ihn nicht noch die Hoffnung aufgerichtet, daß er zu Cartine neue Unterstützung finden werde. Dort kam er endlich nach einer mühseligen Wanderung von einigen Wochen an. — Aber welch ein Donnerschlag! Tages zuvor war der Edelmann mit allen seinen Leuten zum Landtage abgereist. — Jetzt verlor der Verlassene seine ganze Fassung. Er sah von Neuem den Bettelstab vor sich, und zugleich all das namenlose Elend, dem er erst seit so kurzer Zeit entgangen war. Das Einzige, um sich aus einem so jammervollen Leben zu retten, schien ihm — der Tod. Mit dem Entschlusse zu sterben, ging er auf einen Teich am Fuße des Gehölzes hin. Schon stand er dem Ufer nahe. Nur einige dichtverwachsene Dornbüsche hielten ihn von der düstern Tiefe zurück. Noch einmal sah er sich um. Da fiel ihm das nicht weit entfernte Schloß wieder in die Augen, und ein neuer Strahl der Hoffnung erheiterte seinen Geist. — Nein! du willst den Muth nicht sinken lassen, weil du lebst — sprach er zu sich selbst — wand sich los von den Dorngebüschen, blickte auf zum Himmel, und schwur: jedes Unglück künftig mit Muth zu ertragen, und voll Zuversicht eine bessere Zukunft abzuwarten.

Von diesen religiösen Gedanken gestärkt, sah er wieder froher in Gottes Welt hinaus; eilte dann nach dem Schloßgarten in Cartine zurück, wo die mit reifen Früchten beladenen Kirschbäume den Durstigen anlockten. Er glaubte, daß seine Noth ihn entschuldige, und fieng an, zur Erquickung einige Kirschen abzupflücken; aber in demselben Augenblicke fühlte er sich von den Hieben des Schloßgärtners überdeckt, der wüthend auf ihn losschlug, bis endlich auf sein Geschrei die Frau des Gärtners herzueilte, und ihren erbitterten Mann besänftigte. — Brandes fiel vor seiner Retterin nieder, schilderte ihr, da sie teutsch sprach, sein unglückliches Schicksal, und erbot sich zu jeder Arbeit, wenn man ihm bis zu der Rückkunft des Starosten nur eine kümmerliche Nahrung reichen wolle. — Die Gärtnerin übertrug ihm nun aus Mitleiden die Wartung und Fütterung der Schweine. Man wies ihm sogleich seinen Posten, und einen Stall zur Wohnung an. Der arme Junge that in seinem neuen Amte, was er konnte; aber es war nicht möglich, dem bösen Gärtner irgend Etwas recht zu machen. Bei dem geringsten Versehen fühlte er Knüttel und Peitsche um Kopf und Rücken, daß er sich endlich gezwungen sah, sein Heil in der Flucht zu suchen.

So erreichte er dann ein Städtchen, wo eben Jahrmarkt war. Er wollte unter den lustigen

Jahrmarktsgästen ein kleines Almosen zur Fortsetzung seiner Reise einsammeln, als er plötzlich einen so derben Schlag auf den Kopf erhielt, daß er zu Boden stürzte. — Es war der grausame Gärtner von Cartine, der mit einem Stock neben ihm stand, ihm unter wilden Flüchen noch einige Hiebe versetzte, und dann gleichgültig weiter gieng. Betäubt floh Brandes in das nahe Wirthshaus, kroch, unbemerkt von den Jahrmarktsgästen, hinter eine im Winkel stehende Kiste, und zitterte bei jeder Annäherung menschlicher Fußtritte, indem er stets einen neuen Anfall des Barbaren aus Cartine befürchtete.

Der Jahrmaktslärm ließ endlich nach; da näherte sich der Kiste ein Mann im grünen Rock, und rother goldbesetzter Weste, nebst einer dicken Frau. Sie packten allerlei Kräuter in die Kiste, und fanden den armen Brandes, wie er bebend vor Angst am Boden lag. Bursche! — brüllte der Mann in der rothen Weste — was machst du da hinter meiner Apotheke? . . . Mit aufgehobenen Händen bat der Arme um Gnade, und stammelte mit kurzen Worten seine, auf dem Markt erlittenen Mißhandlungen, und seine traurige Lage her. Der grüne Mann hatte kein hartes Herz. Er nahm den Burschen zu seinem Bedienten und Träger der Apotheke an, und versprach ihm, außer einem täglichen Gehalt von zwei Groschen und

freier Zeche, jährlich ein Paar Schuh auf Weihnachten. Freudig gieng Brandes diesen Handel ein.

Sein neuer Herr — der Wunderdoktor — suchte nun sogleich seine Kunst öffentlich an dem blutenden Kopfe des neuen Bedienten glorreich zu beweisen. Er rief alle Jahrmarktsgäste in der Schenke mit lauter Stimme herbei, erklärte ihnen die Gefährlichkeit der Wunden, schnitt dann dem geduldigen Brandes das schöne, lockige Haupthaar ab, beklebte die Wunden mit Pflastern und rief: nun stehe ich für das Leben dieses jungen Menschen, der ohne meine Kunst in einer halben Stunde mausetodt gewesen wäre. Dieß wirkte. Alle Umstehende kauften nun Balsam und Arzneien, und der Doktor wurde so guter Laune, daß er bis zum folgenden Tage seine Reise aufschob. Die Frau Doktorin aber, eben so froh, daß ihr breiter Rücken von der schweren Apotheke losgekommen war, eilte, dem neuen hungrigen Bedienten eine kräftige Biersuppe zu kochen, wobei die trefflichsten Kräuter ihrer Apotheke nicht gespart wurden.

So reiste Brandes mit seiner neuen Herrschaft weiter. Die Medizin fand aller Orten, besonders auf dem Lande, großen Abgang; aber der Doktor füllte die Lücken immer wieder aus, indem er unterwegs eine Menge Kräuter in Wald

und Wiesen einsammelte, die er bald kochte, bald preßte, und mit Branntwein vermischt, als Wundertropfen gegen alle Uebel in der Welt, reichlich absetzte. Indessen hatte Brandes, außer dem Tragen des Kastens und dem Kräutersammeln, wenig zu thun, aß und trank, so viel er mochte, und so verstrich ihm der Rest des Sommers, in Vergleichung mit dem Anfang und der Mitte desselben, höchst angenehm. Er dachte wenig an die Zukunft, und hatte Ursache, mit seiner gegenwärtigen Lage zufrieden zu seyn.

Der Doktor hatte sich mit seiner wandernden Apotheke der Gegend von Danzig genähert, als er in einem großen Dorfe mit einem Puppenspieler zusammenstieß — Als alte Freunde flogen sie einander in die Arme, und feierten ihr Wiedersehen durch einen stattlichen Schmaus. Hier geschah auch Brandes, des Gehülfen, rühmliche Erwähnung. Der Schauspieler merkte sich das, nahm bei erster Gelegenheit den Gepriesenen bei Seite, und suchte ihn in seinen Dienst zu ziehen. Bei mir — sagte er — hat der Herr weit bessere Tage, und nichts zu thun, als einen Karren mit leichten Puppen von einem Dorfe zum andern zu schieben, wenn Komödie gespielt wird, die Trommel zu rühren, und das Stück auszurufen; dafür bekommt der Herr reichliches Essen und Trinken, und täglich vier gute Groschen. . . . Kaum hatte

der Puppenspieler diese Worte ausgeredet, als der Doktor voll Zorn aus einem Winkel hervorstürzte, und ihm in die Haare fiel. Der Streit wurde immer heftiger. Die beiden Kämpfer überhäuften einander mit Schmähreden, wo man erfuhr: daß der Doktor ein entlaufener Abdecker aus Graudenz, und der Schauspieler ein gebrandmarkter Dieb aus Riga sey. — Starr vor Entsetzen über diese Entdeckung, schlüpfte Brandes während des Handgemenges zur Thüre hinaus, um in der weiten Welt ein anderes Brod zu suchen.

Am späten Abend erreichte Brandes Neuschottland, eine Vorstadt Danzig. Er kam in ein Wirthshaus, worin getanzt wurde. Alles war voll Freude. Der muntere Wirth setzte ihm einen guten Trunk vor. Auf einmal entstand Lärm. Ein betrunkener Pole, der getanzt hatte, vermißte ein seidenes Tuch. Der Verdacht fiel auf den Unbekannten. Man durchsuchte ihn, und als man nichts fand, hieß es: Er hat den Raub versteckt. — Der ergrimmte Pole wollte den hartnäckigen Dieb so lange peitschen, bis er das gestohlene Tuch hergebe. Der gutmüthige Wirth aber ließ zuerst im Tanzsaale nachsuchen; allein man fand nichts. Alles Flehen und Betheuern des armen Unschuldigen wäre vergebens gewesen, wenn nicht glücklicherweise eben jetzt Einer der Gäste das vermißte Tuch unter seinem Sitze gefunden hätte.

Nun bereute der trunkene Pole seine Uebereilung. Mitleidig gieng er zu dem zitternden Fremdling, und drückte ihm einige Groschen in die Hand. Viele von den übrigen Gästen folgten seinem Beispiele. Besonders aber nahm ein Gewürzkrämer Antheil an seinem Schicksale, und rieth ihm, mit dem erhaltenen Gelde einige Pfund Tabak anzukaufen, und damit in den Umgebungen von Danzig einen kleinen Handel zu treiben. — Ich selbst — setzte er hinzu — habe auf diese Weise angefangen, und es nach und nach weiter gebracht.

Dieser Vorschlag stimmte ganz zu den Lieblingsgedanken unsers Brandes. Alle seine enschlummerten Pläne wachten mit einmal wieder auf. Er sah im Geiste schon seine Schiffe auf der See, seinen Handel blühen, und Thaler auf Thaler gewonnen. Flugs überzählte er seine ganze Baarschaft, die der gutmüthige Krämer noch durch einen Gulden vermehrte, kaufte sogleich einige Pfund des beliebten Brasilientabaks ein, und machte sich, umschwebt von rosenfarbenen Träumen, auf den Weg. Bald kam er in ein großes Dorf. Ein betrunkener Bauer im Wirthshause foderte für zwei Groschen Tabak. Brandes gab ihm, wie er es bei dem Doktor gelernt hatte, nach Gutdünken. Der Bauer aber schrie: Der Kaufmann sey ein Betrüger! und prügelte auf ihn los. Der Wirth trat auf die Seite des Bauern;

denn er selbst handelte auch mit Tabak, und sah den Nebenbuhler mit neidischen Augen an. — Man beschuldigte ihn: Er habe den Tabak in Danzig gestohlen! und nahm ihm das ganze Waarenlager weg. Brandes drohte, die Sache vor den Richter zu bringen; aber dieser Wirth war auch zugleich Richter im Dorfe. Das Schlagen und Stoßen gieng von Neuem los; der schändliche Wirth hetzte sogar seine Hunde auf ihn, und es blieb dem Unglücklichen kein anderer Ausweg übrig, als sich durch eine schnelle Flucht zu retten.

Bettelarm, wie vor einigen Monaten, durchnäßt von der rauhen Witterung des Spätjahres, zerrissen und zerschlagen kam der Flüchtling wieder vor Danzig an. Alle seine Schiffe waren untergegangen. Kraftlos und voll Verzweiflung sank er zur Erde nieder. — Als sich der Sturm gegen Mitternacht legte, hörte er das Brausen der nahen See. Des Lebens überdrüßig, eilte er dem Schalle nach, um dem Jammer der Erde zu entfliehen, kam aber unterwegs in der Dunkelheit zu einer kleinen Hütte, aus der ihm eine wohlthätige Wärme entgegenzog. Es war ein Backofen, worin man Flachs gedörrt hatte. Mit der Hoffnung, das Leben doch noch erhalten zu können, kroch er in den warmen Ofen, um den Tag abzuwarten, und schlief so fest und süß ein, daß er erst am folgenden Mittag erwachte. Nun fühlte er sich wieder

trocken und unbeschreiblich erquickt: dann sah er in der Nähe einige Häuser; allein aus Furcht vor neuen Mißhandlungen wagte er es nicht, am Tage hervorzukriechen, sondern beschloß, lieber noch einige Stunden zu hungern, und den Abend abzuwarten, um alsdann weiter zu gehen.

In dieser Einsamkeit stellte er zum ersten Male ernsthafte Betrachtungen über seinen traurigen Zustand an, bereute seine Verirrungen, und blickte mit Schaudern in die Zukunft. . . . Mein ganzes Elend — sprach er zu sich selbst — entstand aus jener Unredlichkeit, wozu mich das Lesen der erlogenen Reisebeschreibungen verführte. Dieser erste Schritt auf den Irrweg hat mich sogleich dem Hunger, der Schmach, zahlloser Leiden und Gefahren, ja selbst dem Tode entgegengerissen. O ich unbesonnener Unglücklicher! Noch lebe ich. Wohlan! ich will Gott für die Erhaltung meines Lebens dadurch danken, daß ich, wie jener verlorne Sohn in der Bibel, mit dem Vorsatze der Besserung reuevoll zu meiner trostlosen Mutter zurückkehre! — Bittere Thränen entquollen seinem Auge; dann kroch er mit der Abenddämmerung aus dem Ofen hervor, und machte sich auf den Weg nach Pommern. Es glückte ihm bald, einen nach Stettin reisenden Fuhrmann zu treffen, der ihn in seine Dienste nahm, damit er unterwegs die Pferde besorgte, und des Nachts

den Wagen bewache. Mit diesem Fuhrmann kam er bis Luporo in Hinter-Pommern. Hier erzählte er dem Wirthe seine Unglücksgeschichte, und dieser rieth ihm, da der Winter bereits mit großer Heftigkeit eingetreten war, eine Weile hier zu bleiben, und an seine Mutter zu schreiben. Der mitleidige Mann erbot sich, ihn zu beherbergen, bis Antwort und Geld von der Mutter ankomme. Wie gern nahm Brandes diesen Vorschlag an. — Aber welche Schmerzen kostete ihn der Brief an die Mutter! Seine Thränen löschten anfangs immer wieder die Worte aus, so wie er sie niederschrieb. Endlich gieng der Brief mit der Post ab; allein unglücklicher Weise verflossen einige Wochen, ehe die gehoffte Antwort ankam. Die Wirthsleute fiengen an, Mißtrauen in seine Erzählung zu setzen, ja die Wirthin schalt ihn einen Lügner, und wies ihm die Thüre. — Ohne also der Mutter ersehnte Antwort hier abwarten zu können, mußte Brandes den gefährlichen Wanderstab ergreifen. Der gutmüthige Wirth gab ihm ein Paar Schuh und Strümpfe, und einen Gulden Geld auf den Weg; aber welch bittere Vorwürfe machte sich der Mann, als wenige Tage nach der Abreise des armen, unschuldigen Fremdlings, Brief und Geld richtig ankamen! —

Brandes wanderte indessen durch Schnee und Eis auf unwegsamen Straßen nach Stettin zu.

Eines Tages erfuhr er, daß eben ein Wagen mit Reisenden vorübergefahren sey. Er lief nach, verlor aber im Schneegestöber die Bahn und einen seiner Schuhe, erreichte endlich noch ein schützendes Wäldchen, und barg sich dort vor dem schneidenden Nordwind. Dem Erfrieren schon ganz nahe, hörte er nicht fern Hunde bellen, ging dem Gebell nach, und erblickte eine Mühle, die er endlich mit der letzten Anstrengung seiner erschöpften Kräfte erreichte. Die mitleidige Müllerin und ihr guter Sohn trugen ihn, als einen halbtodten Menschen in das Haus, rieben ihn mit Schnee, und behandelten ihn mit liebevoller Sorgfalt. Nach einiger Zeit hatte er sich wieder erholt; aber seine Wohlthäter pflegten ihn, bis die Witterung gelinder geworden, und übten die göttliche Tugend der Barmherzigkeit ganz an ihm aus.

Endlich ließ der Winter nach, Brandes sagte seinen Rettern den innigsten Dank, machte sich von Neuem auf den Weg, und erreichte so ohne weitere Unfälle Damm, ein nahe bei Stettin gelegenes Städtchen. Hier erwartete er den Abend damit bei seinem Eintritte in Stettin Niemand von seinen Bekannten ihn in Bettlerlumpen erblicken möchte. Sobald die Nacht einbrach, gieng er nun, nach einem Umherirren von achtzehn Monaten, wieder in seine Vaterstadt zurück. Die gute versöhnliche Mutter nahm den Reumüthigen

mit Liebe auf; auch der ehemalige Prinzipal hatte dem Unbesonnenen lange schon verziehen, und ihn zurück gewünscht; Brandes selbst, durch so furchtbare Erfahrungen von seinen Thorheiten geheilt, fieng von diesem Tage ein besseres und glücklicheres Leben an.

C. Niemeyer.

VIII.

Julius Berthold.

Der Kaufmann Berthold lebte bei mittelmäßigen Glücksumständen zufrieden und glücklich. Er war ein rechtschaffener Mann, nach alter deutscher Sitte, daher ihn jeder, der ihn kannte, schätzte. Doch — das Glück ist launisch. Dieß erfuhr auch Berthold. Er erlebte in kurzer Zeit mehrere Unglücksfälle, kam um das Seinige und am Ende gar, einer unbedeutenden Summe wegen in den Schuldthurm. Seine Frau und sein ältest r Sohn waren seit etlichen Jahren todt und er hatte jetzt nur noch eine Tochter und den kleinen Julius, einen Knaben von zehn Jahren.

Eines Abends, es war im Februar 1806, gieng Julius mit einer kleinen Menage und einer Laterne in der Hand, über den Wilhelmsplatz, um seinem Vater eine Suppe zum Abendessen nach dem Stadtgefängnisse zu tragen. In einiger Entfernung vor ihm gieng ein Mann, der etwas

zu suchen schien. Julius erreichte ihn jetzt, und fragte bescheiden: Suchen Sie etwas?

Nicht viel, mein Söhnchen, antwortete der Fremde; ich habe nur meinen Stock hier fallen lassen und kann ihn im Finstern nicht wieder finden.

Julius war bemüht, den Stock zu suchen, und mit Hilfe der Laterne fand er ihn auch bald. Der Fremde dankte dem Knaben herzlich und wollte sich entfernen; allein Julius bat um die Erlaubniß, ihm nach Hause leuchten zu dürfen. Der fremde Herr wurde von der Gefälligkeit des Knaben gerührt und nahm das Anerbieten an. Nachdem sie einige hundert Schritte schweigend mit einander gegangen waren, fragte der Fremde den Knaben, wo er denn eigentlich hin wolle?

Ich trage meinem Vater das Abendessen nach dem Stadtgefängnisse.

Nach dem Stadtgefängnisse? fragte verwundert der Fremde. Ist dein Vater ein Verbrecher?

Ach nein, das ist er nicht, der gute Vater!

Indem waren sie vor der Thüre des Hauses, worin der fremde Herr sich aufhielt. Er dankte

jetzt dem Knaben nochmals für seine Gefälligkeit und bat ihn, am andern Morgen um 9 Uhr zu ihm zu kommen. — Soll ich mir etwa eine Belohnung abholen? fragte Julius bei sich selbst; das wäre sehr eigennützig von mir! Nein Julius läßt sich nicht jeden kleinen Dienst, den er Andern leistet, bezahlen.

Froh gieng Julius seines Weges und überreichte seinem Vater die Erquickung, ohne ihm von dem Vorgefallenen ein Wort zu sagen. Der Morgen erschien, und Julius gieng, der Einladung gemäß, in den goldenen Ring, wo der fremde Herr logirte. Der Wirth des Hauses war von dem geheimen Rath Schönborn — so hieß der Fremde — beauftragt worden, den Knaben, der nach ihm fragen würde, sogleich zu ihm zu führen.

Du sagtest mir gestern Abends: dein Vater säße im Gefängniß; erzähle mir doch jetzt, wie er dahin kam.

Verschiedene Unglücksfälle, entgegnete Julius und hartherzige Menschen, haben ihn dahingebracht. — Mein Vater hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben und seine Handlung stand im Flor. — Eines Abends gieng er zu einem Handlungsfreunde, um ihm eine Summe von 500 Thalern zu ent=

richten. Er trug das Geld in einem leinenen Beutel unter dem Arme. Unterwegs trat ein unbekannter Mensch zu ihm, um sich, wie er vorgab, das Licht in der Laterne bei ihm anzuzünden. Ehe sich's mein Vater versah, war das Geld unter dem Arme fort und ihm die Laterne aus der Hand geschlagen, und aller angewandten Mühe ungeachtet hat er von dem Gelde nie etwas wiederbekommen. Nicht lange darauf machte ein ansehnliches Handelshaus in Hamburg, bei dem mein Vater eine Summe von ohngefähr 1000 Thalern stehen hatte banquerout und sein Geld gieng verloren. — So gieng es noch einigemal, und sein Handel sank, so daß er am Ende keinen Kredit mehr erhalten konnte. Er gab sich alle Mühe wieder empor zu kommen, aber umsonst. Endlich wurde er vor acht Tagen einer Summe von 100 Thalern wegen die er dem Juden Jonas nicht zahlen konnte, ins Gefängniß gesetzt und Gott weiß, wenn er wieder herauskommen wird.

Ist's möglich, daß Menschen so hart seyn können! rief der geheime Rath. Wo wohnt der Jude?

In der Jerusalemsstraße Nro. 17.

Der geheime Rath klingelte dem Bedienten, und befahl ihm, zu dem Juden Jonas in eben

benannter Straße hinzugehen und sich zu erkundigen, ob der Kaufmann Bertholdt ihm hundert Thaler schuldig sey und ob er ihn deßhalb habe ins Gefängniß setzen lassen? — gab ihm zugleich einen Beutel mit obiger Summe mit, um, wenn sich die Sache so verhielte, dem Juden gegen Quittung und Siegel das Geld zu bezahlen. — Der Bediente gieng und der geheime Rath unterhielt sich unterdessen mit dem Knaben über verschiedene Gegenstände. Er bewunderte die Freimüthigkeit und den gesunden Verstand desselben, und gewann ihn mit jedem Augenblick lieber. Der Bediente kam bald zurück, und brachte die Quittung mit der Unterschrift und dem Siegel des Juden.

Hier, guter Junge, ist die Quittung; händige sie deinem Vater ein und künde ihm die Freiheit an, und dann komm mit deinem Vater zu mir.

Gnädiger Herr womit verdienen wir diese Huld! Ach, der gute Vater, wie wird er sich freuen! —

Auf den Flügeln der kindlichen Liebe eilte Julius zu seinem Vater nach dem Gefängniße. Mit einer freudigen Miene trat er ein.

Woher so frühe, mein Sohn, fragt der Vater; was bringst du?

Ich bringe viel, sehr viel, ich bringe dir die Freiheit.

Du mir die Freiheit? Wie soll das zugehen?

Julius gab seinem Vater die Quittung. Hier mein Vater, lies und freue dich!

Daß ich Endesbenannter von dem Kaufmann Herrn Berthold, unter dem heutigen Datum 100 thlr., schreibe einhundert Reichsthaler, baar und richtig erhalten, und nun weiter nichts an ihm zu fordern habe, wird hiemit gebührend bescheinigt und mit meinem Namen und Insigl bekräftigt. B. den 20. Februar 1806. Michael Jonas. — Ist's möglich! Also bin ich frei? Oder trügen mich meine Sinne? Sprich, wer war der Edle, der mich dir wiedergab?

Julius erzählte nun seinem Vater Alles, was zwischen ihm und dem Herrn geheimen Rath vorgefallen war. Herr Berthold umarmte seinen Sohn, drückte ihn mit Freudenthränen an sein Herz und sprach: O mein Sohn, mein Julius! Deiner Dienstfertigkeit allein verdanke ich dieß Glück. Fahre fort, so zu handeln, dann wirst du dir und andern manchen seligen Genuß, manche frohe Stunde bereiten können.

Nein, mein Vater, nicht mir gebührt der

Dank, ich that blos meine Pflicht; jenem edlen Manne, der für dich bezahlte, gebührt er.

Jetzt trat der Kerkermeister ein; Herr Berthold gab ihm die Quittung des Juden und er eilte damit zum Stadtrichter. In einer Viertelstunde kündigte er ihm mit vieler Höflichkeit die Freiheit an. — Wer schildert das Wonnegefühl des Herrn Berthold, als er jetzt in Gottes schöner Welt wieder frei umherblicken und die erquickende, reine Luft einathmen konnte!

Beide eilten nun vergnügt zum Herrn geheimen Rath, Herr Berthold, um seinen Dank abzustatten, und Julius, um — Doch die Folge wird es lehren, warum. Eben war der geheime Rath im Begriff, auszugehen, als Beide eintraten.

Verzeihen Sie', gnädiger Herr, begann Herr Berthold, daß ich —

Hier unterbrach ihn der geheime Rath, indem er ihn scharf ins Auge nahm: Was seh ich! Bist du nicht Berthold, mein Jugendfreund?

Bist du nicht Schönborn aus Goldbach? erwiederte Berthold

Beide stürzten sich jetzt in die Arme; Thränen der Freude floßen in langer Umarmung. Ber=

thold! Schönborn! so hab ich dich wieder; riefen sie beide fast zugleich. Das war eine Freude nach so langer Trennung! Das war ein Erzählen ein Erkundigen! —

Meine jungen Leser werden hier gern wissen wollen, woher sie sich kannten, und ich theile ihnen darüber folgendes mit.

Beide Freunde waren als Knaben auf dem Gymnasium zu M., wo sie Anfangs in keiner besondern Bekanntschaft standen. Aber ein Zufall brachte sie einander näher und verband ihre Herzen auf immer.

Schönborn wurde einst krank und für mehrere Wochen bettlägerig. Es war nun auf dem Gymnasium die Einrichtung getroffen, daß einer von den größern Gymnasiasten des Nachts und einer von den kleinern am Tage bei dem Kranken bleiben, und ihm die nöthige Handreichung thun mußte. -- Einst traf auch die Reihe des Tages den kleinen Berthold. Von Natur mit einem gefühlvollen Herzen ausgerüstet, und schon früh von seinen Aeltern zur Dienstfertigkeit und Gefälligkeit gewöhnt, wußte er sich gleich bei dem Kranken beliebt zu machen. Liebreich pflegte er seiner, las ihm etwas vor, und wußte ihm die Zeit durch allerlei kleine Erzählungen auf eine angenehme Art zu verkürzen.

*

Schönborn erkannte bald den Werth dieses Knaben und seine Freude war groß, wenn dieser bei ihm zur Gesellschaft sich einfand. — Der Kranke genas und Beide lebten nun in der engsten Freundschaft. So vergiengen ein Paar Jahre, als Schönborns Vater, der ein öffentliches Amt bekleidete, schnell in eine weit entlegene Provinz versetzt wurde. Um ihren Sohn in der Nähe zu behalten, nahmen Schönborns Aeltern ihn vom Gymnasium weg und so wurden diese beiden jungen Freunde auf eine lange, lange Zeit getrennt. Sie schrieben Anfangs an einander; allein Beider Briefe giengen durch Zufall verloren und da Berthold auch bald darauf das Gymnasium verließ und zur Handlung übergieng, so wußte am Ende der Eine nicht, wo der Andere geblieben sey. Schönborn widmete sich in der Folge der Rechtsgelehrsamkeit, wurde ein tüchtiger Jurist und endlich von dem Könige in den Adelstand erhoben und mit dem Charakter eines geheimen Raths beehrt.

Dir, lieber Schönborn, sagte Berthold, verdanke ich also meine Freiheit? In der That, sehr edel!

Schweig davon, erwiederte der geheime Rath; diesem Knaben hier verdankst du sie! Seine Dienstfertigkeit und Offenheit gefiel mir. Höre, Bruder,

ich dächte, du überließest mir den Knaben. Ich habe keine Kinder und eine größere Freude könnte ich meiner lieben Doris wohl nicht machen. Sie ist ein gutes, gefühlvolles Weib und sie würde ihn gewiß recht lieb haben. Daß er bei uns gut aufgehoben ist, wirst du wohl glauben. Deine Tochter Louise kannst du nicht entbehren; denn sie kann nun bald deiner ganzen Wirthschaft vorstehen. Ich hoffe, sie wird dir den Verlust reichlich zu ersetzen bemüht seyn.

Herr Berthold nahm die Sache für Scherz auf, sah seinen Sohn an und lächelte. Jetzt faßte der geheime Rath den Knaben bei der Hand und sprach mit liebreichem aber ernstem Tone zu ihm: Ich scherze nicht, lieber Julius! Sage mir aufrichtig, möchtest du wohl mit mir gehen, wenn es dein Vater erlaubt?

Julius wurde verlegen; doch bald faßte er sich und sprach: Sie sind ein guter, edler Mann; warum sollte ich mich Ihnen nicht anvertrauen?

Nun gut, erwiederte der geheime Rath; überlege es mit deinem Vater. Gegen Ende des Aprils reise ich ab.

Kaum war Herr Berthold in seiner Wohnung angekommen, wohin ihn der geheime Rath be=

gleitete, so pochte Jemand an die Thür. Ein Postbote trat herein und überreichte Herrn Berthold einen Brief.

Nun, was giebt es denn da Neues? sagte er, indem er die Aufschrift und das Siegel betrachtete? Jetzt erbrach er den Brief und mit jeder neuen Zeile die er las, stieg seine Freude und seine Bewunderung. Kinder, rief er, nachdem er den Brief gelesen hatte, ich bin wieder glücklich! Es giebt noch edle Menschen in der Welt! Hört doch den Brief. — Jetzt las er ihn laut vor.

Bremen, den 12. Februar 1806.

Werther Freund!

Daß ich jederzeit den wärmsten Antheil an Ihren Schicksalen genommen habe, davon, hoffe ich, werden Sie längst überzeugt seyn. Wie könnte ich also bei den Unfällen, welche Sie auf's Neue betroffen haben, Ihnen meine Theilnahme verhehlen! Nein, Berthold, Sie sollen nicht sinken, nicht zu Grunde gehen! Ihre Rechtschaffenheit läßt dieß nicht zu. Glauben Sie, daß Sie noch Freunde haben, die Ihren Werth kennen, und wie glücklich schätze ich mich, daß ich zu diesen gehöre. Ich offerire Ihnen hiemit 1,000 Thaler baaren Vorschuß, die Sie bei dem Handelshause Braun in Dresden heben können, welches dieserhalb schon die nöthige Anweisung von mir erhalten

hat. Ich weiß wohl, daß diese Kleinigkeit Ihr Glück nicht machen wird und ich biete Ihnen daher mein Waarenlager an und erwarte dieserhalb Ihre Befehle. Ja, Freund, Ihre Handlung wird wieder emporkommen — sie muß es. Es freut sich schon zum Voraus Ihres Glücks

Ihr

Freund

Ludwig Selten.

Bravo! sagte der geheime Rath; das heiße ich einen Freund! Siehst du, Berthold, wer es nur redlich meint, den verläßt der Himmel nicht!

Mit diesen Worten nahm er seinen Hut und empfahl sich.

Herr Berthold überlegte nun mit seinem Sohne den Antrag des geheimen Raths. Es wurde Manches für und wider die Sache gesprochen; aber am Ende doch der Entschluß gefaßt: Julius sollte den Antrag annehmen.

Der zur Abreise des geheimen Raths bestimmte Morgen brach an. Julius hatte die Nacht wenig geschlafen; denn das neue Verhältniß, in welches er nun bald treten sollte, und der Abschied von seinem Vater und von seiner geliebten Schwester schwebten ihm so lebhaft vor der Seele, daß er beinahe kein Auge hatte schließen können. Kaum

graute der Morgen, so stand er auf, warf sich in seine Kleider und gieng in den Garten. Es war gerade in der angenehmsten Jahreszeit und der schönste Frühlingsmorgen verkündigte einen angenehmen Tag.

Schweigend ließ sich Julius auf der kleinen Bank unter einem blühenden Apfelbaume nieder. Es fiel ihm schwer sich von den geliebten Gegenständen zu trennen, die bis jetzt seine einzige schuldlose Welt ausmachten. Es war ihm wohl und weh ums Herz, und unwillkührlich brach er in die Worte aus: Ich gehe nun zu Menschen, die mir fremd, in Gegenden, die mir unbekannt sind, — aber ich will rechtschaffen, ich will gut seyn, dann wird es mir auch dort wohl gehen. Ja, guter Gott — jetzt hob er die Hände gen Himmel — du bist mein Zeuge, ich will es seyn!

Der geheime Rath, der indeß auch in den Garten gekommen war, hatte sich unbemerkt dem Platze genähert, wo Julius saß. Die letzten Worte des Knaben machten einen tiefen Eindruck auf sein Herz; er konnte sich nicht länger halten. Gerührt trat er hinzu, umarmte ihn, und sprach: Guter Junge, Julius! Gott segne dich und helfe dir deinen Vorsatz ausführen. Du hast wohl Recht, wenn wir Rechtschaffen und gut sind, dann geht es uns wohl — ja selbst im Unglücke; denn wir

haben ja den Trost eines guten Gewissens und dieser ist viel, unendlich viel werth! — Nenne mich von nun an Vater. Ich hoffe, du wirst ein braver Sohn und ein glücklicher Mensch werden.

Beide gingen jetzt nach der Wohnung zurück und nach einem herzlichen Lebewohl rollte der Wagen mit ihnen dahin durch lachende Fluren und grünende Wälder.

Gravenhorst.

IX.

Die gefrorne Fensterscheibe.

Acht Groschen hatte Herr Stammer, der fleißige Notenschreiber, oft nicht im Hause und doch, war hin das Vierteljahr: mußten acht Thaler Miethzins liegen. Denn der Wirth liebte Ordnung — Herr Stammer desgleichen.

Und sollt' es an Allem fehlen, an dem nothdürftigsten Essen und Trinken sogar — die Miethe blieb Herr Stammer nie schuldig. Zur Stunde sie zu schaffen, kam er viele Nächte nicht vom Schreibtisch; den seit 33 Jahren bewohnte er dies Quartier. Hier war er — hier waren ihm wieder alle seine Kinder geboren worden — hier hatte er die Leiden und Freuden der Häuslichkeit, jene erduldet, diese genossen — hier nur war seine Welt; von der andern nahm er fast keine Notiz.

Das liebe Weihnachtsfest ist in der Regel ein theures Fest, vollends wo ein Heerdchen Kinder

zu versorgen ist, die doch alle, wenn auch nur eine kleine Freude, haben wollen.

Herr Stammer hatte sie überwunden die Berge von Sorgen, welche um Weihnachten vor dem armen Hausvater sich thürmen. Durch rastlosen Fleiß bei Tag und Nacht war Rath geworden zu Allem, das hieß natürlich im Stammerschen Hause: zu dem Dringendsten, was zur Ordnung und häuslichen Freude gehörte.

Im wohlverriegelten Alkoven lagen, standen, schwebten, flitterten, glänzten die Weihnachtsgeschenke der Kinder und gezählt lag, auf dem runden Tisch mitten in der Stube, der Weihnachtszins, sechs herrliche Speciesthaler, denen man es natürlich nicht ansah, wie sauer sie verdient wurden vom gutem Vater.

Mutter! sagte Herr Stammer, als er den Stock mit der grünen Quaste in die Hand, und die Rolle abgeschriebener Musikalien unter den Arm nahm, Mutter schaff den Zins fort, ehe ich nach Hause komme! das Essen soll mir noch einmal so gut schmecken, wenn er bezahlt ist.

Der Vater ging. Um den Tisch standen die Kinder, zu besehen das schöne neue Geld, ehe die Mutter es einstrich, — aber auch nur es zu be-

sehen — denn Geld anzugreifen, vollends aufgezähltes Geld, das war den Kindern strenge verboten.

Doch Ernst, der Vorwitzigste, im Alter der Erste, im Gehorsam gewöhnlich der Letzte unter seinen Geschwistern — schon oft hatte er vergessen des väterlichen Gebotes, wenn irgend ein Wunsch oder Einfall zu befriedigen war — ihm lockte das blanke Geld ein Plänchen ab, ein sehr trauriges Plänchen — das große und schwere Folgen hatte.—

Ein häusliches Geschäft rief aus der Stube die Mutter, ehe sie das Geld einstrich.

Ei! sagte Ernst, die Fensterscheiben sind heut dick gefroren — wie, wenn ich so einen Speciesthaler darauf abdrückte — das müßte herrlich aussehen — —

Und damit nimmt der kleine Naseweis
Das Geldstück in die Hand,
Und drückt es fröhlich an das Fenstereis,
So fest, wie an die Wand.
Doch lassen, wie bekannt,
Gefrorne Fensterscheiben
Viel Spaß nicht mit sich treiben.

Klirr! klirr! daß Gott erbarm —
Welch ein Allarm! —
Das Glas — es bricht zu tausend Scherben, —
Der blanke Thaler fliegt hinaus —
Ernst will vor Angst und Jammer sterben.

Verblüfft und leichenblaß sieht er das Fenster an;
Doch damit ist natürlich nichts gethan.
Die Scheibe wird nicht ganz — der Thaler kommt nicht wieder.
Eiskalter Schauer bebt durch alle seine Glieder.

Das Klirren der Scheibe, das Geschrei der Kinder, andeutend halb Schreck, halb Theilnahme, ruft die Mutter herbei. Sie sieht und hört und schlägt die Hände zusammen und fliegt ängstlich die Treppe hinab, zu retten das Geldstück. Aber — o weh! die arme, arme Mutter! —

Ein Bettler zog daher die Straße,
Just als das Geldstück fiel.
Ihm warf das Knabenspiel
Den Thaler gleichsam vor die Nase.
Daß er nun freilich nicht vom Himmel fiel —
Konnt' auch der Dümmste glauben —
Doch Finden heißt nicht Rauben.
Woher? und wie? so fragt der Bettler nicht.
Mit rascher Hand und schmunzelndem Gesicht
Steckt er den Thaler ein — freut sich im vollen Maße,
Und zieht am Krückenstocke fürder seine Straße.

Die arme Mutter — sie kommt zu spät — zehn Häuser weit ist er schon fort der Mann mit dem kostbaren Funde. Nachbarinnen winken, rathen, ihm nachzulaufen. Sie thut es. Aber — der Bettler ist nicht der Ehrlichen einer, denen die Pflicht mehr am Herzen liegt, als der Gewinn. Ihn rührt nicht die ängstlich Fragende, Bittende — selbst das Versprechen des vierten Theils vom Gelde hat über ihn keine Gewalt —

Als habe sie das größte Unrecht ihm gethan,
Fährt er die arme Mutter an —
Ruft Gott sogar — der böse Mann —
Zum Zeugen seiner Unschuld an,
Und schwöret Stein und Bein
Der Finder nicht zu seyn —

Was ist zu thun — Beweisen, abzwingen ihm den Fund, das geht natürlich nicht. Bekümmert geht also die Mutter zurück ins Trauerhaus — denn das war jetzt ihre Wohnung und ward es noch mehr, als der arme Vater nach Hause kam.

Bis dahin aber — welche Stunden der Angst und der Vorwürfe für Ernst. — Zerschmelzen, in die Erde hätte er sinken mögen, so oft es klingelte — nicht etwa, weil er die hölzernen oder ledernen Instrumente fürchtete, welche in manchen Familien mit zu den Besserungsmitteln der lieben Jugend gehören — nein, diese kannte er und seine Geschwisterte, meist verträglich, folgsam und fleißig, — fast nur vom Ansehen — aber den Vater, den guten Vater betrüben — das that ihm weher als Schläge.

Angstvoll harrt er jeder Minute entgegen — horcht er auf jeden Fußtritt vor die Thüre, indeß die Schwestern den Tisch decken und dem Vater das Hauskleid herbeiholen. Endlich — einmal mußte er doch kommen — da schlägt's 12 Uhr, die verheißene Stunde der Rückkehr — und horch!

es steigt langsam die Treppe heran — es kommt knisternd den sandgestreuten Gang daher — es hustet — es streicht am Eisen sich ab — dreht am Schlosse — zieht die Klingel —

Ach Gott! das wird der Vater seyn — —
Er ist es — ja — froh tritt er ein —
Froh unter seine kleinen Gäste.
Hier solls ihm nun behaglich seyn —
Die letzte Arbeit vor dem Feste,
Sie trug zwar nur Acht Groschen ein.
Doch Armuth kann sich über wenig freu'n.
Wie aber — was — das Kindervolk — warum —
So munter sonst, so froh — und heute —
So schüchtern — ängstlich — stumm —
Auf keiner Stirne Freude —
Aus jedem Angesicht
Versteckter Kummer spricht —
Der Mutter Gruß — auch ihn begleitet nicht,
Wie sonst, ein fröhliches Gesicht —
Und Ernst — so vorlaut stets, im Winkel dort
So still — so ängstlich — nicht ein Wort —
Doch laut spricht seine Armesündermiene:
Daß er allein des Vaters Zorn verdiene.
Gestehe, Ernst, was du gethan!
So blitzt den Sohn der Vater an.

Der Kinder Fehler vertuschen (wie die häusliche Kunstsprache es nennt) war nicht Fehler der Mutter. Sie lösete sonder Hehl das traurige Räthsel.

Ernst umklammerte die Kniee des Vaters, drückte und küßte ihm die Hände. Sein Schmerz war so groß — seine Reue so aufrichtig — ihm

wurde Verweis und — Vergebung. Aber kam das Geldstück wieder — konnte damit der Hauszins vollzählig gemacht werden — das war es, was am meisten die Aeltern bekümmerte.

Den Verlust ersetzen — ach! das konnten sie heute nicht, und morgen nicht und übermorgen auch nicht. Indeß traten unvermeidliche Ausgaben ein; sie mußten vom Hauszins bestritten werden und dieser — einmal angegriffen, ward bald vollends zersplittert. Denn nach dem Feste gab es zum Unglück kein Verdienst für den armen Nostisten. Bald aber rückte auch die Ostermiethe heran. Sechzehn Thaler ließen sich schwerer bezahlen, als acht. Vier Wochen vergingen und noch war der doppelte Zins nicht abgetragen. Da sagte der Wirth, ein geiziger, eigensinniger Mann, dem armen Stammer das Quartier auf.

Ein Todesschreck für die ganze Famielie, besonders für den guten Vater. Denn zwischen diesen vier Wänden, wo er so lange, so häuslich-glücklich gelebt hatte, einst auch zu sterben, war immer sein sehnlicher Wunsch; und dann, ein Quartier von denselben Eigenschaften zu finden, so geräumig, bequem und — wohlfeil, das, wußte er wohl, hielt schwer.

Doch — Vorstellungen und Bitten waren

vergebens bei dem hartherzigen Wirth. Man sollte und mußte ausziehen.

Die neue Wohnung gefiel; aber sie hatte ein Uebel, das man erst im nächsten Winter bemerkte. Sie war feucht, zu manchen Zeiten so feucht, daß das Wasser an den Wänden herablief.

In den ersten Wochen schon kränkelten die Kinder. Binnen drei Monaten war die Mutter, ohnedem mit gichtischen Zufällen geplagt, fast ganz gelähmt und litt die schrecklichsten Schmerzen. Der arme Vater, Tag und Nacht am Schreibtische, wenn die Seinigen nicht hungern sollten, ihm bewirkte die Feuchtigkeit böse Augen, so daß er in sechs Monaten kaum sechs Bogen schreiben kann.

Auch in Krankheiten ist der Arme gewöhnlich schlimmer d'ran, als der Reiche. Ein guter Arzt will gut bezahlt seyn. Man nahm also Zuflucht zu Hausmitteln, welche das Uebel eher verschlimmerten, als verbesserten, und als man endlich, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, vor die rechte Schmide gieng, war es unheilbar. Der arme Vater ward blind — und blieb es — er, in dessen Augen der Segen lag für die ganze Familie.

Indeß hatte man freilich ein gesünderes Quartier bezogen. Aber der Mutter Krankheit — des

Vaters Blindheit — und dazu weder Vermögen noch Verdienst — welche fürchterliche Lage! — Alles mußten die Armen versetzen und verkaufen, um nur trocknes Brod und Schulgeld zu erschwingen und ganz kamen sie endlich an den Bettelstab, wenn nicht ein Freund sie davon rettete, ein wahrer Freund Aller, die da leiden auf Erden. Was nagt mächtiger am Leben, als Kummer und Noth; der Vater fiel bald in eine auszehrende Krankheit und starb. Sein Tod war der Nagel zum Sarge der Mutter. Die Kinder kamen theils in Waisenhäuser, theils zu Verwandten, die sie nicht viel besser hielten, als Hunde.

Und all dieses Elend, dieser Jammer im Zirkel einer Familie, die, wenn auch nicht reich an Geld, doch reich war an häuslicher Freude — lag es nicht in dem Vorwitz des Knaben, der den Speziesthaler an die gefrornen Fensterscheiben drückte! —

Wenn, Knabe! dich der Vorwitz plagt,
Der losen Streiche Zahl durch neue zu vermehren,
Erinnre dich, was die Erfahrung sagt,
Laß dich durch sie belehren.
Zerstörung aller Freud — Armuth — und Bettelstab —
Verlust der Ehre — der Gesundheit — selbst das Grab
Hängt oft vom Augenblick nur ab.

Engelhardt.

X.

Das Gemälde von Raphael.

Zu Rom lebte unter dem Präfekten Eneas Silvius Piccolomini ein ehrlicher Greis, dem sein hohes Alter und seine schwächliche Gesundheit nicht mehr erlaubten, das Gewerbe noch länger fortzutreiben, womit er sich und sein Weib bisher ernähret hatte. Er sah sich daher nothgedrungen, den Ueberrest seiner Habseligkeiten nach und nach zu verkaufen. — Unter diesen befand sich auch ein kleines Gemälde von Raphael, das er schon von seinen Großältern überkommen hatte, dessen Werth er nicht zu schätzen wußte. Weil es vom Rauche sehr verdunkelt und vom Staube entstellt war, so glaubte er es für einen geringen Preis anschlagen zu müssen. — Um doch einigen Gewinn daraus zu lösen, wendete er sich nun an einen Maler, der sich mehr damit abgab, fremde Gemälde zu verhandeln, als eigene zu verfertigen. Dieser blickte nicht sobald auf die Leinwand hin, als er sogleich den Meister und dessen Verdienst erkannte. Allein weil er die Absicht hatte, von der Unerfahrenheit

und von dem dürftigen Zustand des guten Alten Mißbrauch zu machen, so spottete er Anfangs darüber, wie über eine ganze unbedeutende, werthlose Sache, und bot ihm einige Paolen an, stellte sich aber dabei, als wenn er sie mehr aus Mitleiden ihm reiche, keineswegs aber, als verdiente das Gemälde diesen Preis. . . In seinem Herzen jauchzte er schon über den reichen Erwerb, und entfernte sich mit Hohngelächter über die Einfalt des armen Mannes.

Nun ereignete es sich in kurzer Zeit, daß ein alter Freund ihn besuchte, der, als er das Gemälde, das er sonst immer zu besehen pflegte, nicht mehr erblickte, sich erkundigte, was daraus geworden wäre. Als er hörte, daß es verkauft sey, so fragte er: an wen? und wie theuer? — Der biedere Freund knirschte vor Unwillen, als er sah, wie schändlich man die Einfalt des guten Alten hintergangen, er entdeckte ihm, von welcher Meisterhand und in welch hohem Werth es war, und flößte ihm Muth ein, dasselbe vor dem Präfekten wieder zurückzufodern, ja, um ihn noch mehr dazu zu bewegen, so bot er sich selbst an, ihn dahin zu begleiten.

Der einsichtsvolle Prälat, nachdem er die Sache aufmerksam vernommen hatte, ließ sich die Grösse des Gemäldes beschreiben, und über die

Vorstellung desselben in Kenntniß setzen, worauf er beide entließ.

Glücklicherweise befanden sich in seiner Gallerie zwei Gemälde, die in Hinsicht der Größe ganz dem gleich kamen, wovon die Rede war. Er befahl, einem davon die Leinwand abzunehmen, und rief nun den Maler zu sich. — Können sie mir nicht, sprach er, ein Gemälde zum Kaufe verschaffen, das diesen Rahmen hier ausfüllte, und zu diesem andern hier stimmte? — Damit kann ich sogleich aufwarten, versetzte dieser, ich habe einen vortrefflichen Raphael, er scheint wie dazu gemacht, da hinein zu gehören. Wohlan denn, so machen sie, daß ich es sehe, erwiederte jener, als er das Gemälde schon überbrachte.

Es stellte dieses eine heilige Familie vor, meisterhaft verfertiget. Die Farben, nun wieder vom Staube und Rauche gereiniget, traten auf das lebhafteste hervor, man konnte die Umrisse auf das genaueste beobachten, und die Zierlichkeit der Gewänder, die Anmuth der Figuren und die Zartheit des Fleisches, so wie die Wahrheit des Ausdruckes, was einzig dem Raphael so eigenthümlich ist. Der Maler stellte das Bild so, daß es vortrefflich ins Auge fiel, und der Prälat, nachdem er es einige Zeit über betrachtet hatte, fragte ihn um dessen Preis. — Zweihundert

Zechinen, sagte jener, stehen mir schon zu Gebote, erst gestern ließ mir ein Freund durch einen Engländer sie anbieten, der vor Ungeduld brennt, sich dieses Schatzes zu bemeistern. Allein ich schlug sie ihm ab, indem ich fest darauf bestehe, es unter zweihundert und fünfzig nicht wegzugeben; denn so ein Werk verdient sie zu wohl. Tragen Ew. Excellenz darnach Belieben, so bin ich ganz damit zufrieden, wenn Sie den ersten Preis gefälligst um etwas vermehren.

Der Prälat schauderte über die Nichtswürdigkeit dieses Menschen, doch hielt er seinen Unwillen noch an sich, und fieng an, ihm ganz gelassen zu sagen, wie wenig sich über den Werth des Gemäldes streiten ließe, wie es allerdings viel verdiente; aber daß es ihm auch ganz und gar unmöglich sey, sich zu überreden, er hätte es über sich bringen können, ein solches Anerbieten, als ihm gemacht wurde, abzuschlagen. Der Maler aber wand mit allem Ernste und aller Feierlichkeit vor, er hätte keine Silbe über die Wahrheit gesprochen, und wenn es Seiner Herrlichkeit gefiele, so könnte er den Freund selbst ihm vorstellen, um seine Worte zu bestättigen.

Sie sind also der zweihundert Zechinen, versetzte dieser, die ihnen dafür geboten wurden, ganz versichert? — Das bin ich, Monsignor! und ge-

traue mir, noch grössern Vortheil zu versprechen. — Nun gut, mehr will ich nicht. . . . Man öffne jene Thüre! sprach er, indem er sich schnell zu einem Kammerdiener wendete. — Sie öffnete sich, und sieh' da, der gute Alte erschien, den er zu sich kommen ließ, und daselbst unterdessen verborgen hielt. Es ist leicht zu errathen, was dieser unvorhergesehene Anblick auf den Maler für einen schrecklichen Eindruck machen mußte, er erblaßte, verlor allen Muth und begann an allen Gliedern zu zittern. — Der Prälat überließ ihn einige Zeit seiner Zerrüttung, nahm jezt die Miene des strengsten Ernstes an, und sprach: — Elender! mißbraucht man so die Unwissenheit und die Noth eines Unglücklichen? Wie, als du ihn so schändlich hintergiengst, sprich! Verruchter! hat sich nicht deine Natur dagegen empöret? Und das Brod, um das du einen schwachen Greis und sein hinfälliges Weib betrogst, hat es in deinem Herzen keine Gewissensbisse erregt? Teuflische Seele! wohl wirst du wissen, welche Strafe deiner Verworfenheit gebührt. Noch zu menschlich ist es, dich zu einer Strafe zu verurtheilen, die du selbst ausgesprochen hast, aber der Himmel bewahre dich vor einem neuen Verbrechen, sonst sollst du zu gleicher Zeit für dieses und für jenes auf das härteste gestraft werden. Jezt legst du die zweihundert Zechinen, welche nach deinem eigenen Geständnisse das Bild werth ist, und von denen

du sagst, sie stünden dir schon bereit, auf der Stelle in die Hände dieses Mannes, und der erste Betrug, den ich je wieder von dir höre, soll dein Verderben seyn.

Erschrocken, verwirrt und beschämt gieng der Maler hinweg, aber mit Thränen der Dankbarkeit und der zärtlichsten Rührung segnete der gute Alte tausendmal seinen weisen Wohlthäter, und dieser genoß in ihrer ganzen Fülle die Wonne, einem Unglücklichen und Bedrückten wieder aufgeholfen, und einen nichtswürdigen Betrüger in seinem eigenen Netze gefangen zu haben.

Diese Geschichte stellt euch böse und gute Menschen auf. Jene werdet ihr fliehen, da sie gute Sitten verderben; diese hingegen werdet ihr suchen, kennen zu lernen, sie bewundern und liebgewinnen. Ihr Beispiel weckt euch zu edeln Thaten, und ihr Umgang führt euch zur Tugend und zum Glücke.

Ehrlichkeit währet am längsten. — Früher oder später tritt der Zeitpunkt ein, wo die Unschuld in ihrem herrlichen Glanze da steht, und über Falschheit und Lüge den Sieg davon trägt.

A. Hofmann.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eulenhaupt, Carl. W.

Moralische Erzählungen für die Jugend

Ingolstadt 1822

Paed.pr. 945
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759651-3